Tausend und Ein Gespenst.

Von

Alexander Dumas.

Aus dem Französischen übersetzt
von
W. L. Wesché.

Zweiter Band.

Leipzig, 1849.
Verlag von Christian Ernst Kollmann.
Wien,
bei Wittenbecher, Siegel und Kollmann.
Wallnerstraße Nr. 263.

Tausend und Ein Gespenst.

Zweiter Band.

I.

Ein Mittagessen bei Rossini.

Im Jahre 1840 reisete ich zum dritten oder vierten Male nach Italien, und mein lieber Freund Dennién, Inspector der Musterungen, hatte mich beauftragt, der Madame Rossini einen Spitzenschleier zu überbringen, welche mit dem berühmten Componisten, ihrem Gatten, dem der Graf Ory und Wilhelm Tell das Französische Bürgerrecht erworben haben, Bologna bewohnte.

Ich weiß nicht, ob nach meinem Tode irgend etwas von mir mich überleben wird, aber auf jeden Zufall hin habe ich die fromme Gewohnheit angenommen, indem ich meine Feinde vergesse, die Namen meiner Freunde nicht allein in mein häusliches, sondern auch noch in mein literarisches Leben zu mischen. Auf diese Weise führe ich in dem Maße, als ich der Zukunft zuschreite, Alles das mit mir fort, was Antheil an meiner Vergangenheit ge=

habt hat, und Alles das, was sich in meine Gegenwart mischt, wie es ein Fluß thun würde, der sich nicht damit begnügte, die Blumen, die Wälder, die Häuser seiner Ufer wiederzuspiegeln, sondern auch noch das Bild dieser Häuser, dieser Wälder und dieser Blumen zwänge, ihm bis in den Ocean zu folgen.

Demnach bin ich auch niemals allein, so lange als noch eines meiner Bücher bei mir bleibt. Ich schlage dieses Buch auf. Jede Seite erinnert mich an einen verflossenen Tag, und dieser Tag entsteht auf der Stelle von seiner Morgenröthe bis zu seiner Abenddämmerung wieder, völlig belebt von denselben Gemüthsbewegungen, die ihn erfüllt haben, ganz bevölkert mit denselben Personen, die an ihm aufgetreten sind. Wo war ich an diesem Tage? An welchem Orte der Welt suchte ich eine Zerstreuung, verlangte ich eine Erinnerung, pflückte ich eine Hoffnung, eine Knospe, die oft verwelkt, bevor sie aufgeblüht ist, eine Blume, die sich oft entblättert, bevor sie aufgegangen ist? Besuchte ich Deutschland, Italien, Afrika, England oder Griechenland? Ging ich den Rhein hinauf, betete ich im Coliseum, jagte ich in der Sierra, lagerte ich in der Wüste, träumte ich in der Westminsterabtei, grub ich meinen Namen auf das Grab des Archimedes oder auf den Felsen von Thermopylä? Welche Hand hat die meinige an diesem Tage berührt? War es die eines auf seinem Throne sitzenden Königs? oder die eines seine Heerde hütenden Hirten? Welcher Fürst hat mich seinen Freund, welcher Bettler mich seinen Bruder genannt? Mit wem habe ich am Morgen meinen Geldbeutel getheilt? Wer hat

am Abend sein Brod mit mir gebrochen? Welches sind seit zwanzig Jahren die glücklichen, mit Kreide bezeichneten Stunden, welches sind die traurigen, mit Schwarz bezeichneten Stunden?

Ach! der beste Theil meines Lebens besteht bereits in meinen Erinnerungen, ich bin wie einer jener dichtbelaubten Bäume voller Vögel, die am Mittag stumm sind, die aber gegen das Ende des Tages erwachen, und die, wenn der Abend herbeigekommen ist, mein Alter mit dem Schlage ihrer Flügel und ihrer Gesänge erfüllen werden; sie werden auf diese Weise mit ihrer Freude, mit ihrer Liebe und mit ihrem Leben es erheitern, bis der Tod nun auch den gastfreundlichen Baum berührt, und bis der Baum im Fallen alle diese lärmenden Sänger verscheucht, von denen jeder nichts Anderes als eine Stunde meines Lebens sein wird.

Und man sehe, wie ein einziger Name mich von meinem Wege abweichen läßt, und mich aus der Wirklichkeit in das Traumgebiet zurückgeworfen hat. Jener Freund, der mich beauftragt hatte, diesen Schleier zu überbringen, ist seitdem gestorben. Er war ein liebenswürdiger Kopf, ein unerschöpflicher und fröhlicher Erzähler, mit dem ich gar viele Abende bei Mademoiselle Mars zugebracht habe, ein anderer liebenswürdiger Geist, den der Tod gleichfalls angehaucht hat, und der erloschen ist, wie ein Stern an dem Himmel meines Lebens erloschen wäre. Florenz war das Ziel meiner Reise; aber statt dort anzuhalten, hatte ich den Einfall, bis nach Bologna zu gehen und meinen Auftrag als würdiger Bote selbst auszuführen, das heißt,

indem ich selbst den Schleier den schönen Händen übergäbe, denen er bestimmt war.

Drei Tage waren erforderlich zur Hinreise, drei Tage, um zurückzukehren, dazu ein Tag des Aufenthaltes, waren dies im Ganzen sieben Tage, sieben für die Arbeit verlorene Tage. Aber, meiner Treue! ich sollte Rossini wiedersehen, Rossini, der sich ohne Zweifel aus Furcht verbannt hatte, der Versuchung nachzugeben, irgend ein neues Meisterwerk zu machen.

Ich erinnere mich, daß es gegen Abend war, als sich die Ansicht von Bologna mir darstellte. Die Stadt schien mir aus der Ferne in einen Dunst gebadet, über welchen sich, auf dem dunkeln Hintergrunde der Apenninen hervortretend, die Kathedrale von Sankt Petrus und die beiden Nebenbuhler des schiefen Thurmes von Pisa erhoben, die Garizenda und der Asinelli. Von Zeit zu Zeit warf die Sonne im Augenblicke des Unterganges einen letzten Strahl, welcher die Fensterscheiben irgend eines Palastes entflammte, wie als ob die Zimmer dieses Palastes voll Flammen wären, während der kleine Fluß Reno, mit allen den Farben des Himmels schattirt, den er wiederspiegelte, sich in der Ebene wie ein Silberband hinschlängelte; aber allmählig ging die Sonne hinter dem Gebirge unter; die Anfangs funkelnden Fensterscheiben erloschen nach und nach. Der Reno nahm die dunkle Farbe des Zinns an; dann kam die Nacht rasch herbei, und hüllte die Stadt in ihre schwarzen Schleier, durch welche bald Tausend eben so lichtvolle Punkte hindurchschimmerten, als die, welche am Himmel glänzten.

Es war zehn Uhr Abends, als ich mit meinem ganzen Gepäck in dem Wirthshause zu den drei Königen anlangte.

Meine erste Sorge war, Rossini meine Karte zu übersenden, der mir antworten ließ, daß von diesem Augenblicke an sein Palast zu meiner Verfügung stände. Am folgenden Morgen um eilf Uhr war ich bei ihm.

Rossini's Palast ist, wie alle Italienischen Paläste, von Marmorsäulen, von Freskobildern und von Gemälden zusammengesetzt. Das Ganze, so geräumig, um drei oder vier Französische Häuser darin tanzen zu lassen, für den Sommer, niemals für den Winter gebaut, das heißt voll Luft, Schatten, Frische, Rosen und Camelia's.

Wie man weiß, scheinen in Italien die Blumen in den Zimmern zu wachsen, und nicht in den Gärten, in denen man nur Heuschrecken sieht und hört.

Rossini bewohnte diese Welt von Salons, von Zimmern, von Vorzimmern und von Terrassen. Immer heiter, lachend, von Einfällen und von Witz sprudelnd; seine Frau schritt dagegen durch diese selben Zimmer, gleichfalls lächelnd, aber langsam, ernst und schön wie die Judith von Horaz Vernet.

Sie verneigte sich vor mir und ich warf ihr diesen merkwürdigen schwarzen Schleier über den Kopf, der die Ursache meines Besuches in Bologna war.

Rossini hatte sein Mittagessen bereits angeordnet. Er wünschte, daß ich mich in Gesellschaft von Tischgenossen befinden mögte, die mir angenehm wären, und da er wußte, daß ich irgend eines Tages nach Venedig gehen

würde, so hatte er einen jungen Venetianischen Dichter Namens Luigi von Scamozza eingeladen, der seine Studien auf der berühmten Universität von Bologna beendigt hatte, welche der Münze der Stadt den Wahlspruch verliehen hat: **Bononia docet.**

Ich hatte vier Stunden vor mir, um Bologna zu besuchen, das ich am folgenden Tage zu verlassen gedachte, vorbehaltlich, später dahin zurückzukehren. Ich bat Rossini, mich zu beurlauben und machte mich auf den Weg, während der berühmte Maestro in die Küche hinabging, um einer Schüssel Stuffato mit Macaroni seine ganze Sorgfalt zu widmen, für deren Zubereitung Rossini behauptet, auf der ganzen Italienischen Halbinsel seines Gleichen nicht zu haben, seitdem der Kardinal Alberoni gestorben ist.

Späterhin werde ich vielleicht die Wunder der Universitätsstadt erzählen. Ich werde den Neptun von Bronze beschreiben, das Meisterstück des berühmten Sohnes seiner Mauern, den sie mit ihrem eigenen Namen getauft hat; ihre Kathedrale von Sanct Petrus, die besonders reich durch die Verkündigung Ludovicos Caraccios ist, ihre Kirche von Sanct Petrone mit dem berühmten Meridian Cassinis. Ich werde die Neigung ihrer beiden Thürme ausmessen, der ewige Text zu Streitigkeiten der Gelehrten, die noch nicht zu bestimmen vermogt haben, ob sie sich durch eine Laune des Baumeisters oder durch die Wirkung eines Erdbebens neigen; ob sie sich unter der Hand des Menschen oder unter dem Hauche Gottes geneigt haben. Aber

heute habe ich, wie Scheherazade, Eile, auf meine Geschichte zurückzukommen, und ich komme darauf zurück.

Um sechs Uhr waren wir bei dem berühmten Maestro um eine lange Tafel herum versammelt, die in Mitte eines großen, in Fresco gemalten und von allen Seiten gelüfteten Speisesaales stand. Den Italienischen Gebräuchen gemäß war die Tafel mit Blumen und eingemachten Früchten besetzt, das Ganze so eingerichtet, um dem berühmten Stuffato, welcher die Hauptschüssel des Mittagessens war, als Begleitung zu dienen.

Unsere Tischgenossen waren zwei bis drei Italienische Gelehrte, das heißt, eine Probe jener wackeren Leute, welche ein Jahrhundert lang streiten, um zu wissen, ob die Geschichte Ugolinos ein Gleichniß oder eine Thatsache ist; ob Beatrice ein Traum oder eine Wirklichkeit ist; ob Laura dreizehn Kinder oder nur zwölf gehabt hat.

Zwei bis drei Sänger von dem Theater von Bologna, unter denen sich ein junger Tenor Namens Roppa befand, der plötzlich eine schöne Stimme bekommen und sich aus den Küchen eines Kardinals auf das Theater de la Fenice erhoben hatte.

Endlich dieser junge Dichter Student, von dem mir Rossini gesagt hatte, ein trauriges, oder vielmehr schwermüthiges Gesicht, ein edler Denker, in dessen Seele die Hoffnung der Italienischen Wiedergeburt lebte; ein bewunderungswürdiger Krieger, der jetzt wie ein anderer Hector dieses heldenmüthige Venedig vertheidigt, das die unmöglichen Wunder des Alterthumes wieder aufleben läßt, in-

dem es wie ein anderes Troja, wie ein anderes Syracus, wie ein anderes Carthago kämpft.

Endlich Rossini, seine Gattin und ich.

Die Unterhaltung drehte sich um Dante, Petrarca, Tasso, Cimarosa, Pergolèse, Beethoven, Grimod de la Reynière und Brillat-Savarin, und ich muß zum großen Lobe Rossini's sagen, daß es mir schien, als ob er über diese beiden berühmten Gastronomen die klarsten und bestimmtesten Ansichten habe.

Beeilen wir uns, hinzuzufügen, daß er in dieser Beziehung tapfer von Roppa unterstützt ward, der, unbekannt mit der Theorie, aber ein Mann der Praxis, zehn Jahre lang die Küche besorgt hatte, ohne Carême zu kennen, wie er seit vier Jahren Musik trieb, ohne Grétry zu kennen.

Diese ganze Unterhaltung brachte mich dazu, Rossini zu fragen, warum er nicht mehr componirte.

— Aber, ich glaubte einen hinlänglichen Grund angegeben zu haben.

— Welchen?

— Ich bin faul.

— Ist das der einzige?

— Ich glaube ja.

— So daß, wenn ein Director Sie an der Ecke eines Theaters erwartete, und Ihnen eine Pistole auf die Brust setzte . . .

— Indem er mir sagte: Rossini, Du wirst Deine schönste Oper schreiben, nicht wahr?

— Ja.

— Ei nun! so würde ich sie schreiben.

Leider lag vielleicht bei Weitem mehr Bitterkeit, als Gutmüthigkeit in diesem Worte. Außerdem, vielleicht habe ich Unrecht, aber ich habe niemals an die Gutmüthigkeit eines mächtigen Genies geglaubt, und so oft Rossini in meiner Gegenwart über die Küche gesprochen hat, hat es mir immer geschienen, als ob es geschähe, um von Nichts Anderem zu sprechen.

— Demnach also, sagte ich zu Rossini, handelte es sich am Ende blos um einen Ueberfall?

— Um nichts Anderes.

— Wenn man Ihnen aber statt einer Pistole ein Gedicht auf die Brust setzte?

— Versuchen Sie es.

— Sehen Sie, Rossini, sagte ich zu ihm, es gibt etwas Seltsames, nämlich, daß wenn ich für Sie arbeitete, ich die gewöhnliche Ordnung der Dinge herumkehren würde.

— Wie das?

— Ja, statt Ihnen ein Gedicht zu geben, damit Sie die Musik dazu machten, würden Sie mir eine Partitur geben, und ich würde Ihnen die Worte dazu machen.

— Ei! sagte Rossini, erklären Sie mir doch Ihren Gedanken.

— O! er ist sehr einfach . . . In der Vereinigung des Componisten und des Dichters muß der eine den Andern verschwinden lassen; entweder tödtet das Gedicht die Partitur, oder die Partitur tödtet das Gedicht. Auf welcher Seite muß nun aber die Aufopferung sein? auf

der Seite des Dichters, da man, Dank den Sängern, niemals die Verse und, Dank dem Orchester, immer die Musik hört.

—Demnach also sind Sie der Ansicht derer, welche meinen, daß schöne Verse dem Componisten schaden.

—Gewiß, lieber Maestro; die Poesie, Poesie wie sie Victor Hugo, wie sie Lamartine macht, hat ihre eigene Musik in sich. Sie ist keine Schwester der Musik, sie ist eine Nebenbuhlerin; sie ist keine Verbündete, sie ist eine Gegnerin. Statt der Syrene ihren Beistand zu verleihen, kämpft die Zauberin gegen sie. Es ist der Kampf der Armida und der Fee Morgana. Die Musik bleibt siegreich, aber ihr Sieg erschöpft sie.

—Dann würden Sie einwilligen, Worte zu der Musik zu machen?

—Ohne Zweifel, ich, der ich drei Hundert Bände und fünf und zwanzig Schauspiele geschrieben habe, ich würde darein willigen, weil ich meine Eigenliebe darin setzen würde, Ihnen zu helfen, Ihnen zu dienen; weil ich, der ich den ersten Rang einnehme, wenn ich will, es als eine ehrenwerthe Höflichkeit ansehen würde, Ihnen denselben abzutreten, Ihnen, den ich liebe, Ihnen, den ich bewundere, Ihnen, meinem Bruder in der Kunst. Ich habe mein Reich, wie Sie das Ihrige. Wenn Eteocles und Polynices jeder seinen Thron gehabt hätte, so würden sie sich nicht gegenseitig umgebracht haben und wahrscheinlich vor Alter gestorben sein, indem sie sich jeden Neujahrstag einen Besuch abstatteten.

—Vortrefflich! Ich halte Sie beim Wort.

—Um Verse zu Ihrer Musik zu machen?

—Ja.

—Ich gebe es Ihnen. Nur sagen Sie mir im voraus, welche Art von Oper Sie wünschten.

—Ich wünschte eine phantastische Oper.

—Eine phantastische Oper, antwortete ich, nehmen Sie Sich in Acht. Italien mit seinem reinen Himmel ist nicht das Land übernatürlicher Sagen; für die Phantome, für die Gespenster, für die Erscheinungen bedarf es der langen und kalten Nächte des Nordens, bedarf es der Dunkelheit des Schwarzwaldes, der Nebel Englands, der Dünste des Rheins. Was würde ein armer, in die Ruinen von Rom, an die Ufer Neapels, in die Ebenen von Sicilien verirrter Schatten anfangen? Wohin würde er sich flüchten, mein Gott! wenn er von dem Beschwörer verfolgt wäre? Nicht der geringste Dunst, um dahinter zu fliehen, nicht der kleinste Nebel, um sich darin zu verbergen, nicht der kleinste Wald, um darin eine Zuflucht zu suchen; er würde umstellt, beim Kragen gepackt, an das Licht geführt werden. Bevölkert doch die Nacht mit Träumen, wenn die Nacht Euer Tag ist, wenn der Mond Eure Sonne ist, wenn Ihr nicht von acht Uhr Morgens bis acht Uhr Abends, sondern von acht Uhr Abends bis acht Uhr Morgens lebt, während unsere traurigen Nachtwachen langsam verfließen; wenn wir bei dem Scheine einer räucherigen Lampe in unsere Keller eingeschlossen sind, wo die jungen Mädchen die Spindel drehen, wo die jungen Burschen erzählen, bringt Ihr Ständchen, erfüllt Ihr Eure Straßen mit lustigem Lärm, mit Ge-

sängen der Liebe. Eure Erscheinung ist ein schönes junges Mädchen mit schwarzen Augen und Haaren, die sich auf ihren Balkon zeigt, einen Rosenstrauß fallen läßt und verschwindet. O! Julia! Julia! . . . Du bist nur von Deinem Grabe aufgestanden, weil Shakspeare, der Dichter des Nordens, zu Dir gesagt hat: Steh auf! Und bei der Stimme dieses mächtigen Zauberers, dem Nichts zu widerstehen vermogte, hast Du gehorcht, schöne Blume des Frühlings von Verona! aber kein Landsmann von Dir hatte weder zuvor noch seitdem daran gedacht, Dir einen solchen Befehl zu geben. Nehmen Sie Sich in Acht! Rossini, nehmen Sie Sich in Acht!

—Ich habe Sie sprechen lassen, nicht wahr? äußerte mein Wirth lächelnd.

—Ja, und ich bitte Sie um Verzeihung, die Erlaubniß mißbraucht zu haben.

—Nicht doch, sprechen Sie noch, sprechen Sie immer. Mein Freund Luigi Scamozza hier, der wie Sie ein Dichter ist, hört Sie und wird es übernehmen, Ihnen zu antworten.

Ich streckte die Hand nach meinem jungen Collegen aus.

—Ich höre, sagte ich zu ihm.

—Wissen Sie, warum der berühmte Maestro Sie an mich verweiset? sagte Scamozza lächelnd zu mir.

—Weil er weiß, daß ich ein Vergnügen haben werde, Sie zu hören.

—Nein, das ist es nicht. Weil er weiß, daß ein, einem meiner Vorfahren begegnetes Ereigniß kräftig gegen

das protestirt, was Sie so eben gesagt haben. Ist es möglich, daß ein Bewunderer Dantes uns diese erhabene Poesie von jenseits des Grabes verweigert, von welcher der Verbannte von Florenz das einzige Vorbild, und von der Milton, der Dichter des Nordens, nur ein schwacher Nachahmer ist? Wir haben leider ein Recht auf alle Poesien, denn wir haben Alle unser Unglück gehabt. Haben Sie jemals Ihren grauen Himmel mit zwei lichtvolleren Schatten gestreift gesehen, als die von Francesca und von Paolo? Haben Sie ein schrecklicheres Gespenst aus dem Grabe hervorgehen sehen, als das der Farinata des Uberti? Sind Sie zur Seite eines lieblicheren Schattens gegangen, als dem des Dichters Sordello von Mantua? Ah! Sie zweifeln an dem phantastischen Italien. Wohlan! möge Rossini Ihnen seine Partitur geben, ich werde Ihnen Ihr Gedicht geben! . . .

—Sie?

—Ja, ich; habe ich Ihnen nicht gesagt, daß in meiner Familie selbst die Erinnerung an eine schaurige Geschichte lebte?

—Nun denn! erzählen Sie sie mir.

—Nein, denn hier kennt sie Jedermann; aber, ich wiederhole es, möge Rossini Ihnen seine Partitur senden, ich werde Ihnen meine Geschichte senden.

—Und wann das?

—Morgen früh.

—Gut! sagte Rossini. Ich werde heute Abend, bevor ich zu Bett gehe, die Ouverture schreiben.

Indem er hierauf sein Glas erhob, sagte er:

—Auf das Gelingen der Oper die Studenten von Bologna.

Jeder antwortete ihm unter lautem Gläserklirren und feurigen Wünschen.

Es war während des ganzen Abendessens nur noch die Rede von diesem schönen Plane.

Um zehn Uhr stand man vom Tische auf. Rossini setzte sich an das Piano und improvisirte die Ouverture.

Unglücklicher Weise vergaß er sie niederzuschreiben.

Am folgenden Tage empfing ich die Geschichte.

Ich habe niemals von der Partitur sprechen hören.

Was nun die Geschichte anbelangt, hier ist sie.

II.

Der Schwur.

Am 1. December des Jahres 1703, unter der Regierung des Papstes Clemens XI., verließen gegen vier Uhr Abends drei junge Leute, welche leicht als Studenten der Universität Bologna zu erkennen waren, die Stadt durch das Thor von Florenz und wanderten nach diesem reizenden Friedhofe, der auf den ersten Blick weit eher das Aussehen eines angenehmen Spazierganges, als das eines Leichenfeldes bietet. Alle drei gingen, in weite Mäntel gehüllt, raschen Schrittes, und indem sie hinter sich blickten, wie Jemand, welcher fürchtet, daß man ihm folgt.

Der eine von ihnen verbarg Etwas unter seinen Mantel, und es war leicht zu sehen, daß das, was er verbarg, ein Paar Degen waren.

An dem Friedhofe angelangt, wandten sich die drei jungen Leute, statt ihren Weg bis nach dem Eingange

fortzusetzen, zur Rechten und gingen an der südlichen Seite der Mauer entlang; hierauf, zu dem äußersten Ende dieser Mauer gelangt, wandten sie sich plötzlich zur Linken, und fanden an die östliche Seite gelehnt drei andere junge Leute, von denen zwei saßen und einer stand; diese drei jungen Leute schienen sie zu erwarten.

Als sie die zuletzt gekommenen erblickten, standen die beiden sitzenden jungen Leute auf, und der, welcher stand, verließ die Mauer. Alle drei gingen denen entgegen, welche kamen.

Alle drei waren gleichfalls in ihre Mäntel gehüllt, und das untere Ende eines der Mäntel war durch die Spitze von zwei Degen erhoben.

Vier der jungen Leute setzten ihren Weg fort, bis sie sich erreicht hatten.

Die beiden andern blieben zurück, jeder auf seiner Seite, so daß, als die vier Studenten sich erreicht und eine Gruppe gebildet hatten, die beiden Einsamen sich jeder zwanzig Schritt weit von der Gruppe, und dem zu Folge vierzig Schritte weit von einander befanden.

Die vier jungen Leute sprachen einen Augenblick lang auf die lebhafteste Weise mit einander, während von den beiden einsamen jungen Leuten, welche der Besprechung fremd schienen, der eine den feuchten Boden durchlöcherte, indem er sich auf seinen Stock lehnte, und der andere mit seinem Stöckchen die Köpfe der Disteln abschlug.

Zwei bis drei Male wurde die Besprechung unterbrochen, und bei jedem Male trennte sich die Gruppe der Mitte, um eine doppelte Gruppe zu bilden, von der die

beiden abgesonderten jungen Leute für den Augenblick die Hauptpersonen wurden.

Bei jedem Male konnte man diese bestimmte Zeichen der Weigerung machen sehen, was bedeutete, daß sie sich nicht an die Meinung ihrer Gefährten anschlössen oder nicht in ihre Forderung willigten.

Als sich endlich die Unterhandlungen in die Länge zogen und keine mögliche Ausgleichung in Güte zu bieten schienen, nahmen die jungen Leute, welche die Degen trugen, sie unter ihren Mänteln hervor, und übergaben sie der Untersuchung ihrer Begleiter.

Die Degen wurden nun mit der größten Aufmerksamkeit untersucht. Es war augenscheinlich, daß man über die größere oder geringere Gefährlichkeit unterhandelte, welche aus der Form der Waffen für die Wunden hervorgehen mußte. Endlich, da man sich nicht über die zu treffende Wahl verständigen konnte, warf man ein Geldstück in die Luft, damit die Wahl der Degen das Resultat des Zufalles wäre.

Der Zufall entschied, die nicht bezeichneten Degen wurden bei Seite gelassen; man gab den beiden alleinstehenden jungen Leuten einen Wink, welche sich näherten, sich mit dem Kopfe ein leichtes Zeichen der Höflichkeit machten, und ihren Rock und ihre Weste auszogen.

Hierauf steckte der eine seinen Stock in die Erde, und der andere warf sein Stöckchen auf seine Kleider.

Beide näherten sich.

Nun überreichte ihnen einer ihrer Begleiter jedem ei-

nen Degen bei dem Griffe, kreuzte die beiden Spitzen, und sprach, indem er sich zurückzog, das Wort aus:

—Voran!

Beide fielen auf der Stelle aus, und vereinigten ihre Degen bis an das Gefäß.

Beide thaten zugleich einen Schritt zurück, und befanden sich ausgelegt.

Beide waren von ziemlich gleicher, aber von nur geringer Stärke.

Nach Verlauf einiger Sekunden verschwand der Degen des einen fast gänzlich in dem Körper seines Gegners.

—Getroffen! sagte der, welcher den Stoß geführt hatte, indem er einen Sprung zurückthat und seinen Degen senkte, ohne sich indessen außer Deckung zu setzen.

—Nein, sagte der Andere, nein.

—Doch.

Und der, welcher zuletzt gesprochen hatte, betrachtete die Klinge seines feuchten und bis auf das Drittel der Länge gerötheten Degens.

—Es ist Nichts, es ist Nichts, sagte der Verwundete, indem er einen Schritt vorthat, um sich seinem Feinde zu nähern.

Aber bei dieser Bewegung drang ein Strom von Blut aus seiner Wunde, die Hand, welche den Degen hielt, streckte sich, der Degen fiel zu Boden. Der Verwundete hustete mit Mühe und wollte ausspeien, aber er hatte nicht die Kraft dazu. Nur röthete ein blutiger Schaum seine Lippen.

Zwei der jungen Leute waren Studenten der Chirurgie.

—Ah! den Teufel! äußerten sie, als sie diese Symptome sahen, welche andeuteten, daß die Wunde gefährlich wäre.

In der That, fast sogleich neigte der der beiden Kämpfenden, welcher getroffen worden war, den Kopf auf seine Brust, wankte, drehte sich halb um sich selbst, indem er die Luft mit seinen Armen schlug, und fiel mit einem Seufzer zu Boden.

Die beiden Studenten der Chirurgie fielen über den Körper ihres Kameraden her, indem der eine sein Besteck bereits geöffnet hatte und seine Lancette in der Hand hielt, um dem Verwundeten zur Ader zu lassen.

Aber der Andere, welche den Aermel aufgeschürzt hatte, ließ den Arm zurücksinken, indem er sagte:

—Es ist unnöthig, er ist todt!

Bei diesem Worte erbleichte der, welcher stehen geblieben war, gräßlich und wie als ob er selbst sterben würde.

Er warf seinen Degen fort und that einen raschen Schritt auf die Leiche seines Feindes zu; aber die beiden Zeugen hielten ihn zurück.

—Ruhig, ruhig, sagte der eine von ihnen, es ist ein Unglück, aber da es unwiederbringlich ist, so handelt es sich nicht darum zu jammern, sondern die Grenze zu erreichen; hast Du Geld?

—Vielleicht sieben bis acht Thaler.

Jeder suchte in seiner Tasche.

— Hier, nimm, sagten vier Stimmen zu gleicher Zeit, und rette Dich ohne eine Minute zu verlieren.

Der junge Mann zog seine Weste, seinen Rock und seinen Mantel wieder an.

Und nachdem er die Hand der Einen gedrückt und die Andern, je nach dem Grade der Freundschaft, in welchem er mit jedem stand, umarmt hatte, eilte er in der Richtung der Apenninen davon, und verschwand bald in den ersten Schatten der Nacht.

Die Blicke der vier jungen Leute waren ihm bis zu dem Augenblicke seines Verschwindens gefolgt.

— Jetzt, sagte der eine von ihnen, und Antonio?

Aller Augen richteten sich auf die Leiche.

— Antonio?

— Ja. Was wollen wir mit ihm anfangen?

— Bei Gott! ihn in die Stadt zurücktragen. Wir werden ihn hoffentlich nicht hier lassen!

— Nein, gewiß nicht; aber was werden wir sagen?

— Das ist sehr einfach. Wir werden sagen, daß wir alle Vier außerhalb der Stadt spazieren gingen, als wir plötzlich Antonio und Hector erblickt haben, welche sich schlugen. Wir sind herbeigeeilt, aber bevor wir sie erreicht, wäre Antonio todt zu Boden gesunken, und Hector hätte die Flucht ergriffen. Nur werden wir sagen, daß er in der Richtung von Modena entflohen sei, statt zu sagen, daß er nach den Apenninen entflohen ist; die Abwesenheit Hectors wird uns Recht geben.

— Gut!

Als diese Erzählung einstimmig angenommen war,

verbarg man das zweite Paar Degen in dem Gestrüpp, wickelte den Todten in seinen Mantel, und trug ihn nach der Stadt zurück.

An dem Thore der Stadt machten die jungen Leute die verabredete Erklärung, und nahmen vier Träger; man legte Antonio auf eine Sänfte und brachte ihn nach seiner Wohnung.

Uebrigens war die Hälfte des Schmerzes den jungen Leuten erspart. Antonio war Venetianer; seine Familie wohnte nicht in Bologna; ein Brief würde die traurige Nachricht überbringen, und einer der jungen Leute, selbst ein Venetianer, der die Familie Antonios kannte, wurde beauftragt, diesen Brief zu schreiben.

Dieser junge Mann war einer von den dreien, welche wir aus dem Thore von Florenz haben kommen sehen; er nannte sich Beppo von Scamozza; der zweite war von Velletri und nannte sich Gaetano Romanoli; der dritte war der, welcher auf dem Kampfplatze geblieben war. Wir haben von dem Todten alles das gesagt, was wir von ihm zu sagen hatten. Folgen wir den Lebendigen bis in das kleine Zimmer, das sie im dritten Stockwerke vom Hause eines Bürgers bewohnten, der ein Geschäft daraus machte, Studenten zu beherbergen.

Es schlug sieben Uhr Abends auf der Kirche Sanct Domenico, als die beiden jungen Leute, indem sie ihre Mäntel auf das ihnen gemeinschaftliche Bett warfen, sich einander gegenüber an die beiden Seiten eines Tisches setzten, auf welchem eine jener dreiarmigen Lampen brannte, welche noch in unseren Tagen zur Erleuchtung der Häuser

in Italien dienen, und die zu der Zeit, wo sich diese Geschichte zutrug, noch bei Weitem mehr gebräuchlich waren, als sie es heut zu Tage sind.

Ein einziger Arm brannte und warf einen schwachen Schein in das Zimmer.

Sagen wir einige Worte über diese beiden jungen Leute, an welche sich das Interesse der Ereignisse fesseln wird, die wir erzählen.

Wie wir gesagt haben, nannte sich der eine Beppo von Scamozza und war Venetianer.

Der Andere, Gaetano Romanoli, war Römer.

Beppo hatte sein zwei und zwanzigstes Jahr zurückgelegt. Er war der natürliche Sohn eines vornehmen Herrn, der ihm ein kleines Vermögen von sechs bis acht Tausend Livres Einkünfte gesichert hatte, indem er ihn frei und allein in dem Leben ließ.

Der Andere gehörte dagegen einer Familie rechtschaffener Kaufleute an, welche in Rom ein Handelshaus hielten, und in Velletri eine Villa besaßen. In dieser Villa war Gaetano geboren.

Die verschiedene Stellung der beiden jungen Leute in der Welt, in welche sie der Zufall geworfen hatte, hatte großen Einfluß auf den Geist, und ich mögte fast sagen, auf das äußere Aussehen jedes von ihnen gehabt; die Züge ändern das Gesicht, und was sind die Züge? der äußere Ausdruck der inneren Gefühle. Nehme man von zwei Kindern dasselbe Gesicht in dem Augenblicke ihrer Geburt an, und lasse man diese beiden Kinder, das eine von der traurigen, das andere von der fröhlichen Seite, das eine

von Unglück, das andere von Glück umgeben, in das Leben eintreten, und mit fünf und zwanzig Jahren werden diese beiden Gesichter, welche ehedem einander ähnlich waren, einen sehr verschiedenen Ausdruck haben.

Allein, ohne Familie, von Fremden erzogen, war Beppo fast in dem Leben verbannt. Von seiner Kindheit an hatte er jenes Brod mit bitterem Salz gegessen, von dem Dante spricht; er war groß, hager, bleich, schwermüthig; seine Haare, welche er dem Gebrauche der Zeit gemäß lang trug, fielen in schwarzen Locken auf seine Schultern herab; den eleganten Kleidern, welche sein kleines Vermögen ihm zu tragen erlaubt hätten, zog er Kleider von dunkler Farbe und ohne Stickerei vor; wahr ist es, daß ihr Schnitt der Einfachheit derselben zu Hilfe kam, und daß Beppo von Scamozza unter dem am wenigsten glänzenden Stoffe immer einem großen Herrn glich.

Was Gaetano Romanoli anbelangt, so war er ein lustiger Student von zwanzig Jahren, der Jurisprudenz in der Absicht studirte, Advokat zu werden, um seiner Schwester Bettina, welche er anbetete, alle die Vortheile zu überlassen, welche ihr zur Zeit ihrer Verheirathung die Abtretung des väterlichen Handlungshauses gewähren konnten. In seiner Familie, in Mitte aller dieser Aufmerksamkeiten erzogen, deren die Kindheit und die Jugend Beppos beraubt gewesen war, hatte Gaetano das Dasein immer von seiner heiteren Seite aufgefaßt und dem Leben zugelächelt, das ihm zulächelte. Er war ein schöner junger Mann mit gebräunten Wangen, aber voll Frische und Jugend: mit gerader Nase, feurigen Augen und weißen

Zähnen, welche ein offenherziges und vertrautes Lächeln entblößte.

Wie hatten sich diese beiden so entgegengesetzten Charaktere gewisser Maßen verschmolzen? Wie war die Freundschaft des schwermüthigen Beppos und des lustigen Gaetanos sprüchwörtlich geworden? Wie hatten sie nur ein Zimmmer, nur einen Tisch, und dem alten Herkommen der Waffenbrüder gemäß, nur ein Bett? Das ist eines jener Geheimnisse der Anziehungskraft, die sich nur durch jene Sympathie der Contraste erklären, welche bei Weitem häufiger sind, als man es glaubt, und die oft die Kraft mit der Schwäche, die Traurigkeit mit der Fröhlichkeit, die Sanftmuth mit der Heftigkeit vereinigen.

Die beiden jungen Leute blieben einen Augenblick lang einander tiefsinnig gegenüber.

Aber indem Beppo zuerst den Kopf erhob, fragte er:

— Woran denkst Du?

— Ach! antwortete Gaetano, ich denke an etwas Schreckliches; nämlich, daß das, was heute Abend dem armen Antonio begegnet ist, einem von uns begegnen konnte, und daß wir für immer getrennt wären.

— Wie sonderbar, sagte Beppo, ich hatte gerade denselben Gedanken.

— Und, fuhr Gaetano fort, indem er seinem Freunde die Hand reichte, daß mein süßester Traum zerstört wäre.

— Von welchem Traume sprichst Du?

— Von der Hoffnung, von der ich Dir gar oft ge-

sprochen habe, die aus uns mehr als zwei Freunde, die aus uns zwei Brüder machen soll.

—O! ja, sagte Beppo schwermüthiger Weise, Bettina!

—Wenn Du wüßtest, wie schön sie ist, Beppo! wenn Du wüßtest, wie sie Dich liebt . . .

—Thor! wie sollte sie mich lieben? sie hat mich niemals gesehen.

—Hat sie Dich nicht durch meine Augen gesehen? kennt sie Dich nicht durch meine Briefe?

Beppo zuckte die Achseln.

—Höre, sagte Gaetano, ich wette Eines.

—Was?

—Sie hat Dich niemals gesehen, das ist wahr.

—Nun denn! weiter?

—Nun denn! ich wette, daß, wenn der Zufall es wollte, daß sie Dir begegnete, sie Dich erkennen würde.

—Geh doch! Wozu außerdem alle diese schönen Pläne machen? Du weißt wohl, daß Dein Vater Bettina niemals einem Andern, als einem Kaufmanne geben wird.

—Du bist bei Weitem mehr als ein Kaufmann, Du bist ein Edelmann.

—Ein schöner Edelmann, der einen Querbalken auf seinem Wappen führt, sagte Beppo, indem er den Kopf schüttelte. Nein, mein lieber Gaetano, folge mir, machen wir keine andern Träume als die, welche in Erfüllung gehen können.

—Welche?

—Zuvörderst den, uns niemals zu verlassen. O! sei unbesorgt, dieser wird Nichts in Deinem Leben stören, so lange als Deine Freundschaft für mich dauern wird. Ich kann Dir überall hin folgen; ich habe keine Familie, kaum habe ich ein Vaterland. Was liegt mir an den Leuten, mit denen ich lebe, an den Orten, welche ich bewohne? Wenn Du aufhörst, mich zu lieben, wenn ich Dir zur Last werde, so wirst Du mir es sagen; dann werden unsere Körper getrennt sein, weil unsere Herzen nicht mehr mit einander schlagen.

—Ah so, aber! wo der Teufel suchst Du alle diese Schwermuth auf, die Du da aussprichst? rief Gaetano aus. Glaube mir, mein Freund, wenn Du wie ich denkst, so wird uns nur Eines trennen.

—Was?

—Der Tod!

—Nun denn! wenn Du wie ich denkst, Freund, sagte Beppo, so wird uns nicht einmal der Tod trennen.

—Erkläre Dich.

—Glaubst Du, daß uns irgend Etwas von uns überlebt?

—Die Religion verspricht es; das Herz sagt es uns.

—Glaubst Du wirklich an die Unsterblichkeit der Seele?

—Ich glaube daran.

—Nun denn! Freund, wir haben uns nur durch einen Schwur zu verpflichten, durch einen jener Schwüre, welche die Seele und den Leib verpflichten, und wenn einer von uns beiden stirbt, so wird der Leib allein den

Leib verlassen haben, die Seele wird ihrer Freundschaft treu bleiben, denn das, was in uns liebt, ist nicht der Leib, sondern die Seele.

— Glaubst Du, daß das, was Du mir vorschlägst, keine Gotteslästerung ist? fragte Gaetano.

— Ich glaube nicht, daß man Gott dadurch erzürnt, daß man dem Tode das reinste Gefühl zu entziehen sucht, das es in dem Menschen gibt, die Freundschaft!

— Wohlan! es sei, sagte Gaetano, indem er seinem Freunde die Hand reichte, auf dieser Welt und in der andern, Beppo!

— Warte, sagte dieser.

Er stand auf, holte ein über dem Bette hängendes Krucifix und stellte es auf den Tisch.

Hierauf streckte er die Hand aus, legte sie auf das heilige Bild und sagte:

— Bei dem Blute unseres Heilandes schwöre ich meinem Bruder Gaetano Romanoli, daß wenn ich zuerst sterbe, an welchem Orte mein Leib auch fallen, mein Athem auch erlöschen, mein Leben aufhören möge, meine Seele zu ihm zurückkehren und ihm Alles das sagen wird, was erlaubt ist, von diesem großen Geheimnisse, das man Tod nennt, zu sagen.

Und diesen Schwur, fügte Beppo hinzu, indem er einen Blick voll Glauben und voll Frömmigkeit gen Himmel erhob, diesen Schwur lege ich in der Ueberzeugung ab, daß er in Nichts die Grundsätze der katholischen, apostolischen und Römischen Religion verletzt, in der ich geboren bin, und in der ich zu sterben hoffe.

Gaetano legte nun auch die Hand auf das Krucifix, indem er denselben Schwur wiederholte, dieselben Worte nachsprach.

Gerade in dem Augenblicke, wo er das letzte Wort von dem von Beppo ausgesprochenen Schwure sprach, klopfte man an die Thüre.

Die beiden jungen Leute umarmten sich, und riefen dann beide zugleich:

— Herein!

III.

Die beiden Studenten von Bologna.

Es trat ein Mann ein, der einen Brief in der Hand hielt.

Dieser Mann war der Bediente des Directors der Briefpost.

Die Briefpost von Rom kam in Bologna am Abend an, und gewöhnlich empfing man die Briefe erst am folgenden Morgen. Aber indem der Postmeister im Voraus die Briefe in die verschiedenen Fächer ordnete, in denen sie die Personen erwarten sollten, an die sie bestimmt waren, hatte er einen an seine Adresse erkannt; er hatte ihn aufgebrochen und in diesem Briefe einen andern gefunden, welchen man ihn bat, auf der Stelle Gaetano Romanoli, Studenten in Bologna, zukommen zu lassen.

Der junge Mann war dem Postmeister bekannt, der sich beeilte, ihm dieses Schreiben zukommen zu lassen, das so dringend zu sein schien.

Gaetano nahm es aus den Händen des Boten, dem er ein Geldstück gab; hierauf näherte er sich ganz wankend der Lampe.

—Was hast Du? fragte ihn Beppo, Du erbleichst.

—Ein Brief meiner Schwester, murmelte Gaetano, indem er sich den Schweiß abtrocknete, der auf seiner Stirn perlte.

—Nun denn! was gibt es dabei zu erbleichen, zu zittern?

—Es ist dem Hause ein Unglück zugestoßen, sagte Gaetano.

—Und woran siehst Du das?

—Ich kenne Bettina so gut, sagte Gaetano, daß ich bei der einfachen Untersuchung ihrer Handschrift errathe, unter dem Eindrucke welchen Gefühles sie mir schreibt. Ich habe nicht nöthig, den Brief aufzubrechen, um zu wissen, ob er traurig, fröhlich oder ruhig ist. Die Adresse sagt mir Alles.

—Und dieses Mal sagt Dir die Adresse? . . . begann Beppo wieder, indem er einen besorgten Blick auf den Brief warf.

—Dieses Mal sagt mir die Adresse, daß Bettina mir weinend geschrieben hat.

Da, sieh die beiden ersten Buchstaben meines Familiennamens, ein Schluchzen hat sie unterbrochen.

—O! Du irrst Dich, sagte Beppo.

—Lies Du selbst, antwortete Gaetano, indem er den Brief seinem Freunde gab, sich setzte und seinen Kopf mit einem Seufzer zwischen seine beiden Hände sinken ließ.

Beppo brach den Brief auf; aber bei den ersten Zeilen zitterte seine Hand und seine Augen senkten sich traurig auf Gaetano.

Es war leicht zu sehen, daß dieser hinter seinen Händen weinte.

—Muth, Freund, sagte Beppo mit sanfter Stimme und indem er seine Hand auf die Schulter seines Freundes legte.

Gaetano erhob seine Stirn wieder. Thränen rollten längs seiner Wangen herab.

—Ich habe Muth, sagte er. Was hat sich zugetragen? Sprich.

—Dein Vater ist sehr krank und wünscht Dich vor seinem Tode zu sehen.

—Dann ist er nicht gestorben? rief Gaetano mit einem Blitze der Freude aus.

—Nein.

—Du täuschest mich nicht?

—Lies vielmehr.

Gaetano nahm den Brief und las.

—Wann werden wir abreisen? sagte Beppo.

—Du frägst mich, wann ich abreise, Freund, denn Du bleibst hier.

—Warum sollte ich hier bleiben, wenn Du abreisest?

—Weil Du in drei Tagen Dein Doctorexamen machst, weil Deine Thesis gedruckt ist, weil Deine Geschenke an die Professoren gesandt sind.

—Nun denn, wir verschieben das bis zu unserer Rückkehr.

—Nein, denn wenn Gott es will, so wirst Du nicht zurückkehren, Beppo.

—Demnach willst Du also, daß ich Dich allein abreisen lasse?

—Sobald Deine Thesis durchgegangen, wirst Du mir nachkommen. Wenn wir das Glück haben, meinen armen Vater zu retten, Du wirst uns beistehen, ihn zu retten, so wird er Dich am Ende seiner Genesung als zur Familie gehörig betrachten; wenn er stirbt, so bist Du es bereits; sieh, sagt Bettina nicht an dem Ende ihres Briefes: Tausend Zärtlichkeiten an unsern lieben Bruder Beppo?

—Ich will es machen wie Du willst, Gaetano. Indessen, überlege.

—Ich habe überlegt, ich reise heute Abend, auf der Stelle ab; Du reisest in drei Tagen; nur hilf mir einen Wagen zu finden, damit wir uns erst so spät als möglich verlassen.

—Laß uns gehen! sagte Beppo.

Gaetano that einige Wäsche und einen Anzug in einen Nachtsack, nahm alles Geld, welches er hatte, steckte seine Pistolen in seine Taschen, und mit seiner Karte als Student als Paß versehen, ging er hinab, um einen Wagen zu suchen.

Der junge Mann fand das, was er suchte, in dem Posthause selbst. Gaetano sollte die Kutsche bei dem Post-

meister in Rom lassen, der ein Verwandter von dem in Bologna war.

Nach Verlauf von zehn Minuten waren die Pferde angespannt.

Als er seinen Freund in den Wagen steigen sah, bestand Beppo von Neuem darauf, mit ihm abzureisen, aber Gaetano war unerschütterlich; er wandte die Thesis vor, wiederholte Beppo zehn Male, daß es nur eine Trennung von drei Tagen wäre, sonst Nichts, da er am dritten Tage Abends gleichfalls abreisen würde.

Beppo gab nach.

Die Kutsche setzte sich in Bewegung, der Postillon ließ seine Peitsche knallen, die Pferde trabten davon, die beiden Freunde wechselten noch ein Lebewohl aus.

Beppo wartete, bis die Kutsche verschwunden war, und als das Rollen der Räder, welches Gaetanos Anwesenheit bei ihm noch zu verlängern schien, aufgehört hatte, stieß er einen Seufzer aus und kehrte mit herabhängenden Armen und gesenktem Kopfe nach Haus zurück.

Die Traurigkeit, welche sich Beppos bemächtigte, als er in das einsame Zimmer zurückkehrte, in welchem Alles die kürzliche Gegenwart des Freundes bezeugte, der ihn so eben verlassen hatte, war eine Empfindung, die wir nicht zu schildern versuchen wollen.

Er setzte sich an den Tisch, an welchem noch der leere Stuhl stand, auf welchem eine Stunde zuvor Gaetano gesessen hatte; dann, da er beschlossen hatte, nicht zu Bett zu gehen, so holte er seine Bücher, seine Dinte und sein Papier und begann zu arbeiten.

Aber, wie sonderbar, während seiner Arbeit erlosch drei Male seine Lampe, nicht plötzlich, nicht durch einen Zufall, sondern von selbst, wie ein Mund, der aufhört, Athem zu holen, wie eine Seele, die davon flieht.

Drei Male zündete sie Beppo wieder an, indem er sich versicherte, daß sie nicht aus Mangel an Oel erloschen wäre, denn mit Anbruch des Tages war sie noch halb voll.

Beppo war abergläubisch, wie es alle schwermüthigen Seelen sind. Sein Bedauern, Gaetano verlassen zu haben, wurde fast ein Gewissensvorwurf, seine Traurigkeit fast eine Verzweiflung.

Außerdem fand durch ein seltsames Zusammentreffen dieses dreimalige Ersterben der Lampe statt, während Beppo, der, wie wir gesagt haben, es übernommen hatte, den Eltern Antonios diese traurige Nachricht mitzutheilen, an diese schrieb.

Der Tag brach an, ohne daß sich Beppo zu Bett gelegt hatte. Beppo hatte auf den Tag gerechnet, um sich von seinen traurigen Gedanken abzusondern, aber der Tag selbst war traurig wie ein Wintertag, und obgleich der junge Mann sich zu arbeiten bemühte, so vermogte ihn doch die Arbeit nicht einen Augenblick lang von dem beständigen Gedanken zu zerstreuen, daß Gaetano irgend eine Gefahr liefe.

In der That, der Weg von Bologna nach Rom ist lang, und noch heut zu Tage nicht sehr sicher für die Reisenden, welche des Nachts mit der Post fahren, um wie viel mehr zu der Zeit, wo sich die Ereignisse zutrugen,

welche wir erzählen. Wie sehr sich Gaetano auch beeilen mogte, so konnte sein Freund doch berechnen, daß er den Weg von Bologna nach Rom nicht in weniger als sechszig Stunden zurücklegen könne, und da er am Abend abgereist war, da er sich nicht aufhalten wollte, da Beppo wußte, daß er unter keinem Vorwande sich aufhalten würde, so hatte er drei Nächte der Gefahr Trotz zu bieten.

Der Tag verfloß voll Traurigkeit und endigte sich noch weit trauriger. Antonios Begräbniß war für den Abend festgesetzt; es fand bei Fackelschein statt, wie das der Gebrauch in Italien ist, und die ganze Universität von Bologna, mit Ausnahme seines Mörders und Gaetanos, folgte dem Leichenzuge.

Gegen eilf Uhr kehrte Beppo so ermüdet in sein Zimmer zurück, daß er nicht einmal gegen den Schlaf zu kämpfen versuchte, und, nachdem er sich zu Bett gelegt, schlief er fast sogleich ein.

Aber kaum war seine Lampe erloschen, kaum waren seine Augen geschlossen, kaum hatte seine Denkkraft ihre Klarheit verloren, als Beppo einen Schrei ausstieß, aus seinem Bette sprang, und tappend nach seinem Degen eilte.

Es schlug eilf Uhr auf der Kirche Sant Domenico.

Indessen, nach einem Augenblicke der Ueberlegung, zündete Beppo seine Lampe wieder an, und setzte sich bleich und tiefsinnig auf sein Bett, ohne seinen Degen loszulassen.

Er hatte geträumt, daß Gaetano, auf einer Heerstraße angehalten, sich in Mitte von ein Dutzend Männern

mit widrigen Gesichtern wehrte. Er hatte den doppelten Knall seiner beiden Pistolen zu hören geglaubt, und, ganz wachend, wie er es jetzt war, summte noch eine Stimme an seinen Ohren, welche um Hilfe rief.

Nach Verlauf einiger Augenblicke schien indessen seine Vernunft den Sieg über diesen Schrecken davon zu tragen, den Nichts motivirte; er legte sich wieder zu Bett und schlief wieder ein.

Aber sein Traum setzte sich fort wie eine angefangene Handlung, die sich vollendet. Er sah Gaetano an dem Rande des Weges ausgestreckt liegen, von einer Wunde im Herzen getroffen.

Dann endlich, in Mitte einer öden Gegend, in mit Schnee bedeckten Gebirgen, ein frisch zugeworfenes Grab, dessen schwarzer Hügel allein den weißen Mantel des Winters befleckte.

Als Beppo nach diesem dritten Traum erwachte, war der Tag angebrochen.

Dieser war der Tag, an welchem er seine Prüfung bestehen sollte; aber statt ihm seine beschlossene Bestimmung zu lassen, stand der junge Mann auf, legte seine Reisekleider an, nahm gleichfalls seine Waffen und seinen Geldbeutel, kaufte das kräftigste Pferd, das er finden konnte, und brach auf, um Gaetano einzuholen oder zum Mindesten Nachrichten von ihm zu erhalten. Er war entschlossen, Tag und Nacht zu reisen, indem er den Weg einschlug, den Gaetano eingeschlagen hatte. Wenn sein Pferd ihn nicht mehr würde tragen können, so wollte er ein anderes kaufen oder miethen.

In Folge dieses Entschlusses ritt er seit dem Morgen um sieben Uhr bis um zehn Uhr Abends ohne andere Unterbrechung, als einen Halt von einer halben Stunde in Lojono; am Abend hätte er seinen Weg wohl fortsetzen mögen, aber sein Pferd sträubte sich dagegen. Es hatte fünfzig Meilen zurückgelegt, und bedurfte einige Stunden Ruhe.

Beppo war daher, wie wir gesagt haben, gezwungen, um zehn Uhr Abends in Monte Carelli anzuhalten, einem kleinen, mitten in den Apenninen gelegenen Dorfe.

Er kehrte in einem kleinen Wirthshause ein, in welchem gewöhnlich nur Maulthiertreiber logirten, und nachdem er der Pflege seines Pferdes, mit dem er sich vor allen Dingen beschäftigte, alle mögliche Sorgfalt gewidmet hatte, dachte er an sich und verlangte ein Abendessen.

Da man leicht sah, daß der junge Mann einer höheren Klasse von Reisenden angehörte, als die war, welche gewöhnlich in dem Wirthshause von Porta-Rossa einkehrte, so deckte man ihm seinen Tisch in einem besondern Zimmer.

Dieses besondere Zimmer war ein kaum durch eine schlechte Lampe erleuchteter Saal des Erdgeschosses, in welchen Beppo eine alte Frau hatte eintreten lassen, während man in seiner Gegenwart ein Essen bereitete, das aus zwei Coteletten und einem Omelet mit Schlackwurst bestehen sollte.

Während alle diese Vorbereitungen getroffen wurden, ging der junge Mann voll Angst auf und ab, indem er auf das Klirren seines Degens horchte, der seine Beine

schlug. Endlich kamen die beiden erwarteten Schüsseln. Die Alte beendigte ihr Werk, indem sie ein Glas und eine Flasche auf den Tisch stellte, fragte Beppo, ob er sonst Etwas nöthig hätte, und auf seine verneinende Antwort entfernte sie sich, indem sie den Reisenden mit seinem Mahle allein ließ.

Beppo wollte schnell mit dieser mageren Mahlzeit fertig werden, und er hoffte, daß während derselben sein Pferd, das man gleichfalls vor eine Krippe voll Hafer gestellt hatte, wieder Kräfte sammeln würde, um seine Reise fortzusetzen. Er schnallte daher seinen Degen ab, legte ihn auf eine Truhe und setzte sich.

Aber kaum hatte er Platz genommen, als er auf der andern Seite des Tisches, sich gegenüber, ohne zu wissen, durch welche Thüre er eingetreten, noch wie er gekommen war, Gaetano mit übereinander geschlagenen Armen sitzen sah, der ihm traurig und mit dem Kopfe schüttelnd zulächelte.

Obgleich dieser Ausdruck nicht der war, welcher gewöhnlich auf dem Gesichte seines Freundes strahlte, so erkannte ihn Beppo dennoch und stieß einen Freudenschrei aus.

— Ah! Du bist es also, lieber Gaetano, rief er aus, indem er aufstand, um ihn zu umarmen.

Aber er ergriff nur Luft. Seine geöffneten Arme schlossen sich, ohne Etwas berührt zu haben. Drei Male entging die Erscheinung wie ein Dunst den Umarmungen des untröstlichen jungen Mannes. Und dennoch blieb das Gespenst sichtbar und immer auf derselben Stelle sitzen.

Beppo fing an, einzusehen, daß er mit einem Schatten zu thun hätte; — da es aber der des Mannes war, den er am Meisten auf der Welt geliebt hatte, so erschrak er darüber nicht, und fing an, ihn zu befragen.

Er erhielt nicht allein keine Antwort, sondern die Erscheinung erbleichte, erlosch und verschwand auch noch allmählig.

Dieses Mal hatte die Erscheinung den Traum bestätigt. Beppo dachte nur noch an Gaetano. Es mußte seinem Freunde irgend ein gefährlicher Unfall zugestoßen sein, weil Gott ihm diese doppelte Warnung sandte. Er rief seine Wirthin, bezahlte das Abendessen, das er nicht gegessen hatte, und indem er nach dem Stalle ging, sattelte er sein Pferd und brach auf.

Man hätte sagen können, daß irgend etwas Uebernatürliches das Pferd wie den Reiter unterstützte. Beppo ritt den ganzen übrigen Theil der Nacht, den ganzen folgenden Tag, und am Abend, nach dreimaligem, geschickter Weise für sein Thier eingerichteten Anhalten, kam er um sieben Uhr Abends nach Assisi.

Dort war er, welche Lust Beppo auch hatte, seine Reise fortzusetzen, gezwungen, einzukehren. Sein Pferd vermogte keinen Fuß vor den andern zu setzen.

Er selbst bedurfte der Ruhe. Eine Nacht und zwei Tage lang war er fast ohne anzuhalten geritten. Er verlangte ein Zimmer und legte sich zu Bett, ohne zu Nacht zu essen.

Wie groß die Ermüdung des Körpers bei Beppo indessen auch sein mogte, die Unruhe des Geistes war noch

bei Weitem größer. Die Folge davon war, daß er, obgleich er sich zu Bett gelegt, obgleich er seine Lampe ausgelöscht hatte, nicht einschlief.

Das Fenster seines Zimmers hatte weder Vorhänge, noch Läden, der Schein des Mondes drang um so heller durch die Fensterscheiben, als er sich durch den Widerschein des Schnees vermehrte, den Beppo einige Stunden weit vor Assisi gefunden hatte. Beppo war also auf sein Bett gestützt, die Augen auf den bleichen Lichtschein geheftet, der sein Zimmer durchfurchte, als er plötzlich Schritte auf der krachenden Treppe hörte. Diese Schritte näherten sich seiner Thüre. Seine Thüre ging auf. Beppo ergriff eine der auf seinem Nachttische liegenden Pistolen und richtete den Lauf derselben nach der Thüre.

Aber auf der Schwelle erschien ein junger, in einem ganz mit Schneeflocken bedeckten braunen Mantel gehüllter Mann; der junge Mann schritt auf das Bett zu, schlug den Mantel zurück, der ihm einen Theil seines Gesichtes bedeckte, und Beppo erkannte seinen Freund.

Beppo warf seine Pistole weg, stieß einen Schrei aus und wollte aus dem Bette springen; aber Gaetano gab ihm einen zugleich traurigen und befehlenden Wink mit der Hand.

Beppo blieb ohne Stimme, ohne Athem, ohne Bewegung, die Augen gräßlich aufgesperrt, in dieser wie ein Nordlicht bleichen Nacht.

Für Beppo war es augenscheinlich, daß es dieselbe Erscheinung sei, welche ihm bereits in Monte-Carelli erschienen war.

Das Gespenst legte zuerst seinen Mantel ab, dann seine Kleider, indem es Beppo mit der Hand einen Wink gab, ihm in dem Bette seinen gewöhnlichen Platz einzuräumen.

Hierauf legte es sich neben ihn.

Beppo war zugleich so aufgeregt und so erschreckt, daß er, in dem hinteren Theile des Bettes ausgestreckt, auf eine seiner Hände gestützt, regungslos blieb, indem er seinen Freund anblickte.

Dann sagte er nach einem Augenblicke mit leiser Stimme:

—Gaetano, bist Du es? Sprich, antworte.

Gaetano schwieg fortwährend.

—Wenn Gott zuläßt, fuhr Beppo fort, daß die gewöhnlichen Gesetze der Natur gestört sind, so hat Gott einen Zweck. Sag mir, was Du willst, Freund, und, bei unserer Freundschaft auf dieser Welt, ich werde es thun.

Gaetano antwortete nicht.

—Bist Du gestorben, fuhr Beppo fort, und kehrst Du in Folge des Schwures zurück, den wir uns geleistet haben, uns, selbst nach unserem Tode nicht, zu verlassen? In diesem Falle, sieh, Freund, ich fliehe Dich nicht.

Indem er diese Worte aussprach, näherte sich Beppo mit offenen Armen seinem Freunde; aber er stieß einen Schrei aus, er glaubte eine Statue von Eis berührt zu haben.

Etwas gleich einem Todesschauder hatte den Körper des Lebendigen überlaufen.

Was den Todten anbelangt, so stand er mit demsel-

den traurigen Lächeln auf, das Beppo bereits auf seinen Lippen erblickt hatte, legte eines nach dem andern seine Kleider wieder an, und verließ das Zimmer, den Kopf beständig nach seinem Freunde gewendet, und indem er ihm mit der Hand eine Geberde des Abschiedes machte.

In dem Augenblicke, wo Gaetano über die Schwelle der Thüre schritt, glaubte Beppo einen langen Seufzer aushauchen zu hören.

Dann entfernte sich das Geräusch der Schritte auf der Treppe so abnehmend, wie es zugenommen hatte, als es sich näherte.

— O! zuverlässig, murmelte der junge Mann, indem er seinen Kopf auf sein Kopfkissen zurücksinken ließ, Gaetano ist gestorben! . . . gewiß gestorben!

IV.

Die beiden Studenten von Bologna.

(Fortsetzung.)

Sei es nun Ohnmacht, oder sei es Ermüdung, Beppo erwachte erst mit Tagesanbruche. Eine Nacht hatte seinem Pferde genügt, um auszuruhen, es war frisch und munter. Beppo schwang sich auf den Sattel und setzte seine Reise fort.

Bis dahin hatte er sich auf allen Posten sorgfältig erkundigt, um zu erfahren, ob nicht vierundzwanzig Stunden vorher ein junger Mann von zwanzig bis einundzwanzig Jahren, allein in einer Kutsche sitzend, von Bologna nach Rom reisend, umgespannt hätte.

Bis dahin hatte er bestimmte Nachrichten von Gaetano gehabt; in Foligno und in Spoletto, dieselbe Antwort; überall hatte man den jungen Mann gesehen, der mit seiner Karte als Student reiste; er befand sich wohl und

munter, und schien große Eile zu haben, um nach Rom zu kommen.

Indessen war die schon während des Sommers schlechte Straße durch den Schnee fast unwegsam geworden; es ging daraus hervor, daß Beppo an diesem Tage kaum Terni zu erreichen vermochte. In Strettura, das heißt, zwei Stunden von Terni, hatte der Reisende seine gewöhnliche Frage gestellt, dort war Gaetano noch gesehen worden.

Es war fünf Uhr Abends, als Beppo in Strettura ankam, und als er, nachdem er sich von der Durchkunft seines Freundes versichert, erfuhr, daß er seine Reise nach Terni fortgesetzt hätte, schickte er sich an, es eben so zu machen; aber nun schüttelte der Postmeister, an den er sich wandte, den Kopf und gab ihm den Rath, nicht weiter zu gehen, indem er sagte: zwischen zwei Ketten der Apenninen eingeschlossen, wird die Straße durch eine Räuberbande unsicher gemacht, und jeden Tag hört man irgend eine schreckliche, von diesen Elenden ausgeführte That.

Aber Beppo hatte die Lebendigen niemals gefürchtet, und der Gedanke, daß es das Gespenst Gaetanos gewesen, das ihm erschienen, hatte ihm eine hohe Kraft verliehen; er erklärte daher, daß er gleichfalls große Eile hätte, nach Rom zu kommen, und daß er keine Gefahr kenne, die im Stande wäre, ihn auf seinem Wege aufzuhalten.

Er schüttete dem zu Folge frisches Pulver auf die Pfanne seiner Pistolen, versicherte sich, daß sein Degen leicht aus der Scheide ging, gab seinem Pferde die Sporn

und ritt in das Thal, das von Strettura nach Terni führt.

In der That, keine Oertlichkeit war für einen Hinterhalt günstiger; dichte Waldungen, gleich den Maquis von Corsika, erstreckten sich bis an die Heerstraße; ungeheure Granitblöcke waren von den Bergen bis an den Weg herabgerollt. Man hätte sie für die wüste Straße halten können, von der Dante spricht, und die durch das Chaos in die Hölle führt.

Beppo erwartete mit jeder Minute angegriffen zu werden; aber gleichgültig über sein eigenes Schicksal, faßte er ruhig und kaltblütig jede Unebenheit des Bodens in's Auge, welche ihm mit einem Hinterhalte zu bedrohen schien. Kaum machte Beppo, indem er sich dem drohenden Orte näherte, die Bewegung eines Mannes, der sich auf seine Holfter bückt. Sobald er ohne Anfall an dem Orte vorübergekommen war, richtete er sich wieder mit verächtlichen Lächeln gegen diese Gefahr auf, welche nicht zu wagen schien, zu ihm zu kommen.

Endlich erblickte er die Lichter der Stadt, begab sich geraden Weges nach der Post, und stellte seine gewöhnliche Frage.

Aber hier unterbrachen sich die Nachrichten; man hatte nicht allein Gaetano nicht gesehen, man konnte ihm nicht allein keine Nachrichten geben, sondern es war auch noch seit ungefähr vierzehn Tagen keine Art von Postkutsche nach Terni gekommen; das Gerücht von den von dieser Räuberbande, von welcher Beppo in Strettura hatte sprechen hören, angestellten Verheerungen machte, daß alle

vernünftigen Reisenden wieder umkehrten, und die Straße von Aquapendente einschlugen.

Gaetano, der bis nach Strettura gekommen, war daher nicht in Terni erschienen. Seine Spur verlor sich auf der Straße, welche von der ersten nach der zweiten dieser beiden Städte führt.

Beppo hatte außerhalb Terni, auf dem von ihm verfolgten Wege, ein Gasthaus bemerkt, das einem verlornen Posten auf diesem unheimlichen Wege glich. Er glaubte, daß, da dieses Wirthshaus dem Orte näher liege, wo aller Wahrscheinlichkeit nach Gaetano war angefallen worden, er in demselben, seiner isolirten Lage wegen, sicherere Nachrichten von ihm erlangen könne, als in der Stadt.

Dem zu Folge kehrte er wieder um und ritt nach diesem Wirthshause, welches das Schild führte: „Zum Wasserfalle von Terni." Eine Postkutsche befand sich in einem Winkel des Hofes. Er glaubte sie zu erkennen und erkundigte sich sogleich; aber er erfuhr, daß sie einer jungen Dame von Rom angehöre, die ihrem Bruder oder ihrem Gatten entgegenkäme, und die hier vor zwei Stunden auf die ihr gemachte Bemerkung von der Gefahr, welche sie liefe, bei Nacht durch einen solchen Engpaß zu fahren, eingekehrt wäre.

Dort erkundigte sich Beppo von Neuem nach seinem Freunde; aber obgleich er sich an alle Personen des Hotels, von dem Herrn bis zu dem Stallknechte wandte, so erhielt er doch keine Nachricht über ihn.

Beppo fürchtete und sehnte sich zu gleicher Zeit nach dem Momente, wo er sich allein befinden würde. Die bei-

den Erscheinungen, welche einander in zwei Nächten gefolgt waren, die eine in Monte-Carelli, die andere in Assisi, hatten sich seines Geistes gänzlich bemächtigt; er war überzeugt, daß die Nacht nicht verfließen würde, ohne daß er Gaetano nochmals wiedersähe.

Er aß und trank Etwas in dem Gastzimmer, indem er dabei auf das horchte, was gesprochen wurde, und hoffte, daß er irgend Etwas über Gaetano erführe; aber obgleich die Unterhaltung sich gänzlich um die Räuber drehete, so schien doch kein Umstand sich auf den Gegenstand zu beziehen, welcher den Reisenden allein interessirte.

Nun zog er sich in sein Zimmer zurück. — Dahin folgte ihm seine letzte Furcht und seine letzte Hoffnung. Menschliche Mittel fehlten ihm; ohne Zweifel würden ihm übernatürliche Mittel zu Hülfe kommen.

Beppo that Nichts, um eine neue Erscheinung hervorzurufen, noch um sich gegen dieselbe zu schützen; er kleidete sich aus, legte sich zu Bett, löschte seine Lampe aus und entschlief, indem er Gott die Sorge für seinen Leib und für seine Seele übergab.

Um eilf Uhr erwachte er plötzlich. Einige Sekunden verflossen, während welcher jene leichten Wolken in seinem Geiste verschwanden, die einen Augenblick lang den Schlummer überleben; hierauf hörte er dasselbe Geräusch, welches er die Nacht zuvor in Assisi gehört hatte, das heißt Schritte, unter welchen eine Treppe knarrte. Diese Schritte näherten sich, wie die vorige Nacht, dem Zimmer, die Thüre ging auf und Gaetano erschien wieder.

Beppo glaubte, daß das Gespenst sich wie die vorige

Nacht auskleiden und sich zu ihm legen würde. Er fand ein trauriges Vergnügen an diesem Zusammenwohnen mit seinem todten Freunde, und wich schon zurück, um ihm seinen Platz abzutreten, als das Gespenst ihm einen Wink gab aufzustehen.

Sei es nun, daß er nicht verstanden hatte, oder daß er unschlüssig war, Beppo zögerte zu gehorchen.

Nun schlug Gaetano seinen mit Schnee bedeckten Mantel zurück. Er war nackend unter dem Mantel, und an seiner Brust befand sich eine blutende Wunde, die er seinem Freunde mit dem Finger zeigte. Voll Verzweiflung verstand Beppo Alles, sprang aus seinem Bette und kleidete sich in der Eile an.

An dem Fuße des Bettes stehend, wartete das Gespenst regungslos.

Als Beppo bereit war, sagte er:

—Hier bin ich, was befiehlst Du?

Ohne ihm zu antworten, gab ihm Gaetano einen Wink sich zu bewaffnen.

Beppo schnallte seinen Degen um, und steckte seine beiden Pistolen in den Gürtel.

—Ist es so recht? fragte Beppo.

Das Gespenst nickte mit dem Kopfe, und indem es seinen Freund anblickte, um zu sehen, ob er ihm folge, schritt es nach der Thüre zu, indem es traurig lächelte, wie um Beppo zu ermuthigen, keine Furcht vor ihm zu haben.

Auf diese Weise verließen sie das Wirthhaus, indem sich alle Thüren vor ihnen öffneten, oder vielmehr, indem

das Gespenst überall, wo es durchkam, eine Oeffnung machte, welche zugleich für seinen Begleiter diente, und die sich hinter ihnen wieder verschloß.

Nachdem sie ohngefähr eine Viertelstunde lang auf der Straße gegangen waren, schlug das Gespenst einen schmalen Fußpfad durch Gestrüpp und Steine ein, und Beppo mit dem Degen in der Hand, ging hinterdrein, er bemerkte voll Schrecken, daß die Schritte des Gespenstes sich nicht in den Schnee eindrückten, aber daß dagegen sein Blut eine lange Spur hinter ihm zurückließ. In der Hoffnung, daß sein Freund ihm antworten würde, richtete Beppo zwei bis drei Male einige liebevolle Worte an ihn; aber jedes Mal, wie als ob er gefürchtet hätte, daß der Klang dieser Worte die Anwesenheit eines lebendigen Wesens verrathen möchte, legte Gaetano seinen Finger auf seine Lippen, indem er Beppo aufforderte zu schweigen.

Uebrigens wurde die Anempfehlung bald unnöthig. In dem Maße, als man sich in das Gebirge vertiefte, näherte man sich dem Wasserfalle, und das Rauschen des herabfallenden Wassers war so groß, daß zwei Personen sich nicht hätten verstehen können, so laut und so nahe sie auch mit einander gesprochen hätten.

Aber Etwas überraschte Beppo vor Allem, nämlich, daß in dem Maße, als er sich in das Gebirge vertiefte, er die Gegend wieder erkannte, die er in seinem Traume gesehen hatte; endlich wurde diese Gegend durch den Anblick des neu aufgeworfenen Grabes vervollständigt, welches einen Fleck auf diesem unermeßlichen Schneemantel bildete, der die Erde bedeckte.

Beppo bedurfte keine Erklärung mehr. Das Gespenst Gaetanos hatte ihn an den Ort geführt, wo er begraben worden war; er kniete vor dem Grabhügel nieder, indem er für seinen Freund betete. Während dieser Zeit war das Gespenst stehen geblieben, und es schien Beppo, als ob es sich mit ihm durch das Gebet vereinigte.

Als er diese fromme Pflicht erfüllt, streckte Beppo seinen Degen über das Grab seines Freundes aus, und schwor seinen Tod zu rächen; als er hierauf mit seinem Degen zwei Eichenzweige abgehauen hatte, befestigte er sie als Kreuz aneinander, und pflanzte dieses Kreuz auf das Grab.

Mit Hülfe dieser Blutspur und dieses Kreuzes konnte er nicht ermangeln, das Grab wieder zu erkennen und den Weg, der zu ihm führte.

Ohne Zweifel glaubte das Gespenst in diesem Augenblicke, daß Beppo Alles das gethan hätte, was er zu thun hatte, denn, indem es sich nicht um den gebahnten Weg kümmerte, schlug es einen andern durch die Felsen ein, indem es nachsah, ob Beppo ihm immer folgte.

Der junge Mann, der sich durch eine übernatürliche Kraft angetrieben fühlte, folgte dem Gespenste, um es über das zu befragen, was er thun müßte. Das Gespenst war verschwunden.

Einen Augenblick nachher hörte er ein Geräusch von Schritten und von Stimmen, welche aus der entgegengesetzten Richtung von der kamen, die er einschlug.

Beppo entfernte sich von dem Wege, und verbarg sich hinter einem Felsen. Dort wartete er, um zu wissen, wer

die Personen wären, die sich in der Nacht an einen solchen Ort wagten.

In dem Maße, als diese Personen sich näherten, schien es ihm, eine weibliche Stimme zu hören.

Er irrte sich nicht. In Mitte einer Gruppe von fünf Personen, welche auf dem Fußpfade gingen, den er verlassen hatte, und die nach der Seite von Gaetanos Grabe zuschritten, befand sich ein Frauenzimmer.

Die andern Personen waren: eine Art von Träger, der eine Fackel trug, ein Mann, nach der Art der Gebirgsbewohner der Umgegend von Rom gekleidet, und zwei andere Männer, welche Diener zu sein schienen.

Das Frauenzimmer war ein junges Mädchen von kaum neunzehn bis zwanzig Jahren, ganz schwarz gekleidet; ihr Gesicht drückte eine außerordentliche Entschlossenheit aus; sie hielt eine Pistole in der Hand.

Die beiden Bedienten, welche zu ihrem Gefolge zu gehören schienen, waren jeder mit einer Büchse und zwei Pistolen bewaffnet.

Weder der Gebirgsbewohner, noch der Führer waren bewaffnet.

Einige Schritte weit von dem Orte angelangt, wo Beppo versteckt war, blieb die kleine Schaar stehen.

Das junge Frauenzimmer weigerte sich weiter zu gehen.

—Unglückseliger, sagte sie, indem sie sich an den Landmann wandte, welcher der kleinen Schaar zum Führer zu dienen schien, ich habe eingewilligt, Dir zu folgen, denn Du hast mir versprochen, mich an den Ort zu führen,

wo mein Bruder wäre; wir gehen jetzt seit zwei Stunden, wo ist er?

— Haben Sie Geduld, Signora, antwortete der Mann, wir kommen an.

Und er blickte um sich, wie Jemand, der zu entfliehen sucht.

— Erinnere Dich dessen, was ich Dir gesagt habe, begann das junge Mädchen wieder in einem entschlossenen Tone und indem sie ihre Pistole zu der Höhe der Brust dieses Mannes erhob, wenn Du zu entfliehen versuchst, so bist Du des Todes.

— O! ich habe durchaus keine Lust dazu, Signora.

Und seine unruhigen Bewegungen straften seine Worte Lügen.

— Wenn er einen Schritt zurückthut, — sagte das junge Mädchen, indem sie sich an die beiden Diener wandte, — so schießt ihn nieder.

— Aber wo sind sie denn? Wo sind sie denn? — murmelte der Mann voller Verzweiflung.

— Ja, Deine Genossen fehlen Dir, — sagte das junge Mädchen. — Höre, Du bist jetzt nicht des Todes, wenn Du zu fliehen versuchst, sondern wenn Du nicht antwortest. Du bist nach Rom gekommen, Du hast mir diesen Brief meines Bruders überbracht; er war Gefangener. Die Räuber hatten sein Lösegeld auf zwanzig Tausend Thaler festgesetzt: zehn Tausend sollten Dir übergeben werden, zehn Tausend sind Dir übergeben worden; zehn Tausend sollten binnen drei Tagen von einer Person überbracht werden, welche Deinen Kameraden keine Furcht ein-

flößen könne, und dieser Person sollte mein Bruder lebendig und unversehrt übergeben werden. Diese Person bin ich, die zehn Tausend Thaler sind hier. Wo ist mein Bruder?

Bei diesen letzten Worten hatte Beppo Alles verstanden; er verließ sein Versteck, und ging gerade auf die Gruppe zu.

Das junge Mädchen glaubte an eine Ueberrumpelung, und ohne daß sie den geringsten Schrecken zu empfinden schien, machte sie eine drohende Bewegung gegen den Räuber.

Aber Beppo streckte die Hand aus.

— Sie sind Bettina Romanoli, die Schwester Gaetano Romanoli's, nicht wahr? sagte er.

— Ja, antwortete das junge Mädchen, indem sie ihn hierauf aufmerksam anblickte, sagte sie: und Sie sind Beppo von Scamozza.

— Ja, Fräulein, und ich komme von Bologna in der Hoffnung, zeitig genug zu kommen, um meinem Freunde Beistand zu leisten.

— Und ich von Rom mit dem Reste der Summe, welche die Räuber verlangten, die ihn entführt hatten. Dieser Mann, welcher ihnen den ersten Theil überbracht hatte, sollte mich in dem Wirthshause zu dem W a s s e r f a l l e v o n T e r n i erwarten, um den zweiten zu empfangen; bevor ich ihm denselben aber übergab, habe ich verlangt, daß mein Bruder mir zurückgegeben würde. Nun hatte er mir angeboten mich dorthin zu führen, wo Gaetano mich erwartete; ich habe darein gewilligt, aber unter

der Bedingung, mich von diesen beiden treuen Dienern begleiten zu lassen. Seit zwei Stunden wandern wir in dem Gebirge herum; endlich bin ich in der Ueberzeugung stehen geblieben, daß dieser Mensch uns verräth.

— Es ist gut; bewacht diesen Menschen sorgfältiger als jemals, sagte Beppo zu den beiden Dienern.

Indem er sich hierauf wieder an Bettina wandte, sagte er:

— Ich will Ihnen zum Führer dienen, vertrauen Sie Sich mir an?

— Sind Sie nicht der beste Freund meines Bruders? sagte Bettina, indem sie Beppo die Hand reichte.

— Gehen wir! sagte dieser.

Beppo schlug den Weg wieder ein, den er gekommen war, und führte Bettina an das frische Grab.

Indem er es ihr hierauf mit dem Finger wies, sagte er:

— Bettina, meine Schwester, Muth, da ist unser Bruder Gaetano.

Bettina stieß einen Schrei aus und sank auf die Knie.

Der Mann benutzte diesen Augenblick der Verwirrung, um einen Versuch zu machen zu entfliehen; aber er war zu gut von den beiden Dienern bewacht, als daß dieser Versuch einige Aussicht des Gelingens gehabt hätte.

Beide erhoben zu gleicher Zeit ihre Pistolen und bedrohten ihn.

In diesem Augenblicke erbebte Beppo; er hatte den Schatten Gaetanos wieder erblickt.

Er stand zehn Schritte weit von dem Grabe und gab Beppo einen Wink ihm zu folgen.

Beppo verneigte sich zum Zeichen des Gehorsams.

Indem er sich dann an die beiden Diener wandte, sagte er:

— Bewacht diesen Menschen, ich komme augenblicklich zurück.

Und er folgte dem Gespenste, das sich in der Richtung des Wasserfalles entfernte.

Nach Verlauf von fünf Minuten gingen beide auf einem dem Wasserfalle so nahen Fußpfade, daß sie durch das Zurückspritzen des Wassers ganz durchnäßt waren.

Nach Verlauf von fünf andern Minuten hatten sie den Gipfel des Gebirgs erreicht, dort, wo der Fluß, welcher den Wasserfall bildet, rasch und lärmend in eine Art von Kanal von zwölf bis funfzehn Fuß Breite eingeschlossen fließt.

Es ist unmöglich über diesen Strom zu schwimmen. Jeder, der es wagte, würde von dem Strome fortgerissen, wie ein Pfeil geschleudert und fünf Hundert Fuß hoch hinabgestürzt werden.

Er sonderte einen Theil des Berges ab, der von allen Seiten steil war, und zu dem man nur durch eine über den strömenden Abgrund geworfene Brücke gelangen konnte.

Das Gespenst blieb vor der Brücke stehen.

Sie bestand aus drei Tannenbäumen. Es hatte der vereinigten Kraft von zwanzig Männern bedurft, um jede

dieser Tannen auf die Höhe des Berges zu bringen und um sie über den Strom zu legen.

Beppo suchte in den Augen des Gespenstes zu lesen, in welcher Absicht es ihn dorthin geführt hätte.

Das Gespenst ließ Beppo auf den höchsten Gipfel des Berges steigen, und zeigte ihm von dort aus die dunkle Oeffnung einer Höhle, die sich fünf bis sechs Hundert Schritte weit auf der andern Seite des Stromes befand.

Von Zeit zu Zeit erleuchtete sich die Oeffnung dieser Höhle; dann drang Geschrei von Saufgelagen und schallendes Gelächter aus ihr, welche das Brausen des Wasserfalles übertönten.

In dieser Höhle hatten die Räuber, welche Gaetano umgebracht hatten, ein Obdach für die Nacht gesucht.

Beppo begriff nicht, welchen Zweck das Gespenst gehabt hatte, indem es ihn dorthin führte; denn aller Wahrscheinlichkeit nach wäre der Tag angebrochen, bevor er nach Terni zurückkehren, und eine genügende Schaar herbeiführen konnte, um die Räuber anzugreifen, und sie hätten sich anders wohin zurückgezogen.

Gaetano errieth, was in dem Herzen seines Freundes vorging, und schüttelte den Kopf.

—Sprich, bat Beppo, soll ich zu ihnen gehen und sie allein angreifen? auf Deinen Befehl werde ich ohne Zögern, ohne Furcht gehorchen.

Gaetano schüttelte nochmals den Kopf, ging von dem Gipfel hinab und schritt auf den Strom zu.

An der Brücke angelangt, gab er Beppo einen Wink,

die Tannenbäume aufzuheben und sie in den Fluß zu werfen.

—Aber, sagte Beppo, es bedürfte zwanzig Männer meiner Stärke, um ein solches Werk auszuführen; für einen einzigen Mann ist es unmöglich.

Das Gespenst machte ein Zeichen, welches sagen wollte: Versuche.

Beppo bückte sich; er hatte sich jener Worte des Evangeliums erinnert:

„Glaube, und mit dem Glauben wirst Du Berge versetzen."

Er glaubte fest, bückte sich, ergriff einen der Tannenbäume bei seinem Ende, hob ihn auf, und ließ den Tannenbaum ohne mehr Schwierigkeit, als ein gewöhnlicher Balken geboten hätte, in den Fluß hinabfallen, der ihn wie einen Strohhalm forttrug.

Er machte es eben so mit dem zweiten, dann mit dem dritten.

Dann horchte er.

Und allmählig hörte er gleich drei Kanonenschüsse, welche das Brausen des Wasserfalles überschallten, das Geräusch von dem Sturze der drei Riesen.

Die Brücke war zerstört, die Räuber waren gefangen.

Vielleicht hörten auch sie in Mitte ihres Gelages diesen dumpfen und drohenden Lärm, aber ohne Zweifel hielten sie ihn für irgend eines jener zufälligen Getöse, welche während der Nacht das Echo der Berge erwecken.

Nun schlug Gaetano den Weg wieder ein, den er

gekommen war, und der ihn nach dem Grabe zurückführte. Nach Verlauf von zehn Minuten sah Beppo, der hinter ihm ging, die Gruppe an demselben Orte wieder, wo er sie verlassen hatte.

Die Fackel des Trägers erleuchtete Bettina, welche immer noch betete, und die beiden Diener, welche den Räuber bewachten.

Beppo wandte sich nach der Seite des Gespenstes, um von ihm zu wissen, was er thun müßte; aber ohne Zweifel war das übernatürliche Werk vollbracht. Gaetano machte eine Geberde des Abschiedes und öffnete die Arme, wie um seinen Freund zu rufen; Beppo stürzte sich in diese offenen Arme, aber das Gespenst entschlüpfte ihm wie ein Dunst, stieß einen Seufzer aus und verschwand.

Nun ging Beppo traurig wieder zu Bettina hinab.

— Fräulein, sagte er zu ihr, Sie wissen jetzt Alles, nicht wahr? lassen Sie uns wieder nach Terni gehen, und morgen werden wir die Leiche unseres unglücklichen Freundes ausgraben lassen, um ihm die letzte Ehre zu erweisen.

— Aber, fragte das junge Mädchen, ist es genug für den Trost seiner Seele, daß sein Leib in geweihter Erde ruht, und werden wir nicht daran denken ihn zu rächen?

— Die Rache ist vollbracht, Fräulein, sagte Beppo.

Und er erzählte das, was er so eben gethan hatte.

— Aber das ist unmöglich, rief der Räuber aus, welcher diese Erzählung mit dem Schrecken eines Verurtheilten angehört hatte, es wären zwanzig Männer nöthig, um

jeden dieser Tannenbäume aufzuheben, welche die Brücke bilden.

—Gott hat mir geholfen, antwortete Beppo einfacher Weise.

Und indem er den von der Blutspur, welche Gaetano auf dem Schnee zurückgelassen hatte, und die er allein sah, angedeuteten Weg wieder einschlug, führte er die kleine Schaar nach dem Wirthshause zum Wasserfalle von Terni zurück.

Dort gestand der den Händen der Gerechtigkeit übergebene Räuber, daß in dem Augenblicke seiner Rückkehr mit den ersten zehn Tausend Thalern sich ein Streit über die Vertheilung der Summe unter den Räubern erhoben hätte. Nun hatte einer dieser Elenden, der sich weniger gut als die andern betheiligt fand, Gaetano erdolcht, um dem Hauptmanne den zweiten Theil der Summe zu rauben.

Nun hatte sich der Räuber, um diesen zweiten Theil nicht zu verlieren, erboten, das junge Mädchen bis an den Ort zu führen, an welchem sie, in der Meinung, ihren Bruder wieder zu finden, in einen Hinterhalt gefallen wäre, in dem sie ihr Leben und ihr Geld gelassen hätte. Aber Bettinas Muth, die drohende Haltung der beiden Diener, hatten den Gang des Dramas geändert. Indem er fühlte, daß der Tod die unmittelbare Vergeltung seines Verrathes sein würde, war der Räuber, statt zu seinen Kameraden in die Höhle zu gehen, einen Theil der Nacht herumgeirrt, indem er immer eine Gelegenheit zur Flucht zu finden hoffte.

Die plötzliche Erscheinung Beppos hatte ihm diese letzte Hoffnung geraubt.

Am folgenden Tage fand die Ausgrabung Gaetanos in Gegenwart der Geistlichkeit von Terni und eines Theiles der bewaffneten Macht statt.

Die Leiche hatte in der Brust die weite und tiefe Wunde, welche das Gespenst Beppo gezeigt hatte.

Was die Räuber anbelangt, so versuchte man nicht einmal, sich ihrer zu bemächtigen, da man wußte, daß sie keinen andern Ausgang hätten, als die Brücke von Tannenbäumen, und daß diese Brücke zerstört wäre. Die Erde war mit Schnee bedeckt, und bot ihnen keine Hilfe; sie starben vor Hunger.

Die Leichen von drei von ihnen, welche versucht hatten über den Strom zu schwimmen, wurden auf den Felsen des Wasserfalles zerschmettert wiedergefunden.

Was die Leiche Gaetanos anbetrifft, so wurde sie von Bettina, von Beppo, und von den beiden treuen Dienern begleitet, nach Rom zurückgeführt.

Ein Jahr nachher wurde Beppo dem Wunsche Gaetanos gemäß der Gatte Bettinas.

V.

Die Freiherren der Sierra Morena.

Am 3. November 1846 kam ich gegen vier Uhr Abends mit meinem Sohne und meinen lieben und guten Reisegefährten Maquet, Boulanger, Giraud und Desbarolles nach Cordova.

Es war nach dreitägiger Reise auf Maulthieren, nach einem Tage so drückender Hitze, daß das Pferd Alexanders, das unter ihm gefallen war, nicht wieder hatte aufstehen können und auf der Stelle todt blieb.

Wir fürchteten die Verzögerung der, wie man uns gesagt hatte, sehr strengen Douane von Cordova; als aber die Spanischen Herren Douaniers, welche sehr belesene Leute sind, meinen Namen auf meinen Koffern gelesen, hatten sie mich gefragt, ob ich der Verfasser der Mousquetaire und des Monte Christo wäre, und auf

meine bejahende Antwort haben sie erklärt, daß sie sich auf mein Wort verließen, keinen Gegenstand der Contrebande bei mir zu führen.

Demzufolge haben sie mich artig gegrüßt, und wir setzten unsern Weg nach dem Posthause fort.

Es versteht sich von selbst, daß Cordova, wie alle Städte, die man zwanzig Jahre in der Einbildung gesehen hat, und die man endlich eines Tages in der Wirklichkeit sieht, keinen Augenblick lang dem Begriffe entspricht, den man sich von ihr gemacht hat. Die Entzauberung hatte von dem Augenblicke angefangen, wo wir sie erblickt hatten, hatte sich in den Steaßen fortgesetzt und uns bis nach dem Wirthshause begleitet.

Das war unsere Schuld. Warum hatten sich unter uns die Einen vorgestellt, eine Römische Stadt zu sehen, die Andern eine Arabische Stadt, Andere endlich eine Gothische Stadt? Da wir uns in Spanien befanden, so hätten wir uns einbilden müssen, eine Spanische Stadt zu sehen, und Niemand wäre betrogen worden.

O! eine echt Spanische, von ihrem spitzigen Pflaster an, bis zu ihren Dächern ohne Schornsteine, mit ihren vergitterten Balkons und ihren grünen Jalousien. Beaumarchais hatte Cordova errathen, als er seinen Barbier von Sevilla schrieb.

Was mich aber in dem Maße, als ich mich der ehemaligen Hauptstadt des Arabischen Königreiches näherte, überrascht hatte, war nicht ihre christliche Kathedrale, war nicht ihre maurische Moschee, waren nicht ihre drei bis vier Palmen, welche ihre grünen Fächer schaukeln, es war

die prachtvolle Linie, welche hinter der Stadt die Gebirgskette der Sierra Morena beschreibt, auf welcher die Stadt weiß auf einem Hintergrunde von Indigo hervortritt.

Diese Berge waren der Gegenstand meines Strebens.

Seitdem wir Spanien betreten hatten, versprach man uns Hirsche, Eber und Räuber.

In Villa-Major hatten wir Räuber zu sehen geglaubt, aber wir hatten weder Hirsche noch Eber gesehen.

Wenn wir die Gelegenheit verloren, welche uns die schwarzen Berge boten, diese drei Dinge vereinigt zu sehen, so ist es augenscheinlich, daß wir sie niemals wiederfinden würden.

Ich war daher nur mit einer Sache beschäftigt, nämlich, während meine Reisegefährten Besuche in der Stadt vorbereiteten, einen Ausflug in das Gebirge vorzubereiten.

Die Besuche in der Stadt hatten sich von selbst vorbereitet. Man wußte meine Anwesenheit in Spanien, man dachte sich wohl, daß ich Spanien nicht verlassen würde, ohne Cordova zu besuchen; nun aber war Alles, was es an gebildeten jungen Leuten in Cordova gab, an Edelleuten oder an Banquiers, welche Frankreich besucht hatten, Alles das war nach dem Wirthshause geeilt, um uns ihre Dienste anzubieten, Dienste, welche wir mit derselben Herzlichkeit angenommen hatten, als sie angeboten waren.

Die Straßen, die Kirchen, die Museen, die Paläste, die Privathäuser erwarteten uns also, jede Thüre versprach bei unserem ersten Anblicke ihre beiden Flügel zu öffnen.

Aber die Sierra Morena, die keine Thüren hat, die Sierra Morena war uns ohne Barmherzigkeit verschlossen.

Ich hatte wohl, als diese Herren, welche alle Jäger waren, meine Gewehre untersucht, von einer Jagd in dem Gebirge gesprochen; aber ich hatte auf allen Gesichtern sich so viele verschiedene Ausdrücke schildern sehen, welche alle bedeuteten: eine Jagd in der Sierra Morena! . . . ah! ja doch! . . . unmöglich! . . . eine Jagd! . . . sind Sie von Sinnen! . . . daß ich, ohne den Antrag zurückzunehmen, nicht weiter darauf bestanden hatte.

Aber mir fiel eine Erinnerung wieder ein, und trieb mich, wie Satan, zum Stolze. Einer meiner Freunde hatte auf einer Reise bei den Drusen auf seinem Wege ein von dem Winde der Gebirge aufgewehtes Feuilleton des Journal des Debats gefunden, das von mir unterzeichnet war und den Titel führte: Das Schloß von If. Ich war also in Acre, in Damaskus, in Balbeck bekannt, da man dort meine Feuilletons las. Ich war in Cordova bekannt, da die Douaniers meine Koffer durchließen, ohne sie zu öffnen. Warum sollte ich nicht in der Sierra Morena bekannt sein?

Und wenn ich in der Sierra Morena bekannt war, warum sollte mir dort nicht das begegnen, was Ariost mit den Räubern des Herzogs Alphons begegnet war?

Das war zu versuchen, und besonders war es sehr verführerisch.

Während meine Freunde die Stadt besuchten, ließ ich meinen Wirth heraufkommen, und nachdem ich ihn eingeladen hatte, sich mir gegenüber zu setzen und wohl zu

überlegen, bevor er mir antwortete, wie es sich für einen ernsten und verständigen Spanier geziemte, fragte ich ihn:

—Gibt es ein Mittel, sich mit den Herren Freiherren der Sierra Morena in Verbindung zu setzen?

Mein Wirth blickte mich an.

—Sind Sie an sie empfohlen? fragte er.

—Nein.

—Den Teufel! Dann wird es schwer sein.

—Demnach also gibt es kein Mittel, sich mit ihnen in Verbindung zu setzen?

—Doch; es ist alles möglich. Was wünschen Sie?

—Ihnen einen Brief zukommen zu lassen.

—Ich übernehme es, den Besorger zu finden.

—Er wird die Antwort zurückbringen?

—Getreulich.

—Und wenn diese Herren der Sierra ihr Wort verpfänden, werden sie es halten?

—Ich glaube nicht, daß es ein Beispiel gibt, wo sie es gebrochen haben.

—Dann wird man je nach ihrer Antwort handeln können?

—Mit vollem Vertrauen.

—Geben Sie mir Papier, eine Feder und Dinte, und holen Sie mir den Boten.

Mein Wirth brachte die verlangten Gegenstände, und ich schrieb:

An die Herren Freiherren der Sierra Morena.

„Ein Bewunderer des unsterblichen Cervantes, der unglücklicher Weise nicht den Don Quichotte geschrieben hat, der aber sehr gern den besten seiner Romane dafür geben würde, ihn geschrieben zu haben, indem er zu wissen wünscht, ob das Spanien von 1846 immer noch das von 1580 ist, bittet die Herren Freiherren der Sierra Morena, ihm sagen zu lassen, ob er für den Fall unter ihnen willkommen sein würde, wo er es wagte, sie um Gastfreundschaft und um die Erlaubniß zu bitten, mit ihnen eine Jagd in dem Gebirge zu machen.

Er hat fünf Reisegefährten, welche seinen Wunsch theilen, die Sierra zu besuchen; aber je nach der Antwort, welche er erwartet, wird er allein oder in Begleitung kommen.

Er empfiehlt sich den Herren Freiherren der Sierra Morena mit aller Hochachtung."

Und ich unterzeichnete.

Eine Viertelstunde, nachdem der Brief versiegelt war, trat mein Wirth mit einer Art von Hirten ein.

—Hier ist Ihr Mann, sagte er zu mir.

—Wie viel verlangt er?

—Was Ihnen gefällig ist.

—Wann wird er zurückkehren?

—Sobald er kann.

Ich gab ihm zwei Douros und den Brief.

—Ist es so recht? fragte ich meinen Wirth.

Mein Wirth befragte ihn.

—Ja, sagte er, er ist zufrieden.

—Nun denn! bei seiner Rückkehr, und wenn er mir einen Brief mitbringt, soll er noch zwei Douros erhalten.

Der Bote machte ein Zeichen, daß das sehr schön wäre; er hatte verstanden.

Hierauf fügte er einige Worte in einer so undeutlichen Volkssprache hinzu, daß es mir unmöglich war, sie zu verstehen.

—Er frägt, ob er für den Fall, daß er in der Nacht zurückkehren sollte, sagte der Wirth zu mir, den Tag abwarten oder Sie wecken soll.

—Er soll mich wecken, zu welcher Stunde es auch sein möge.

—Ganz wohl.

Beide entfernten sich.

Meine Freunde kamen wieder nach Haus; ich sagte ihnen kein Wort von dem, was vorgefallen war; ich wartete.

Während der Nacht des folgenden Tages hörte ich gegen ein Uhr an die Thüre klopfen.

Ich machte auf.

Es war mein Wirth und mein Bote. Dieser Letztere hielt einen Brief in der Hand.

Ich nahm rasch den Brief und brach ihn auf.

Das Geräusch hatte meine Reisegefährten geweckt. Wir sechs bewohnten drei in einander gehende Zimmer. Ich sah daher die Einen auf ihren Ellbogen aufgerichtet,

die Andern streckten ihre Köpfe durch die Oeffnungen der Thüren, Alle befrugen mich mit den Augen.

— Meine Herren, sagte ich, indem ich mich umwandte, Sie sind zu einer großen Jagd in der Sierra Morena eingeladen.

— Von wem?

— Ei, bei Gott! von denen, welche sie bewohnen.

— Wie! von den . . .

— Still, äußerte Alexander, nennen wir die Dinge und besonders die Menschen nicht bei ihren Namen; das ist gut für Herrn Boileau.

— Unmöglich! äußerten im Chor die fünf andern Stimmen.

— Dam! hier ist der Brief.

„Herr Alexander Dumas kann von neun Personen begleitet kommen; er wird am 7. dieses Monats zwischen fünf bis sechs Uhr Morgens an dem Brunnen des mit Zinnen versehenen Hauses erwartet werden.

Wir werden ihn so gut empfangen, als wir es vermögen, und wir werden ihm eine Jagd so schön als möglich machen lassen.

Es ist unnöthig, daß er sich um Treiber und um Hunde bekümmert.

Aus der Sierra, den 5. November 1846.

Für mich und meine Kameraden,

Der Torero."

— Was sagen Sie dazu?

— Hurra por los ladrones der Sierra Morena! rief die ganze Schaar aus.

—Ja, da wir aber, um zur bestimmten Stunde an dem bezeichneten Sammelplatze zu sein, morgen früh um zwei Uhr aufbrechen müssen, so laßt uns schlafen.

Und ich gab dem Bote noch zwei andere Doueros, der sich verpflichtete, im Laufe des folgenden Tages zurückzukehren, um zu sehen, ob wir einen Führer nöthig hätten.

Am folgenden Morgen mit Anbruch des Tages ließ ich unsere Freunde von Cordova benachrichtigen, daß ich ihnen Nachrichten von der größten Wichtigkeit mitzutheilen hätte. Sie eilten herbei.

—Es waren zwei junge Leute von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, von denen sich der eine Paroldo, und der andere Hernandes von Cordoa nannte.

Der erste war der Sohn eines reichen Banquiers der Stadt; der Andere war ein Edelmann, der von seinen Renten lebte, die man auf Hundert Tausend Realen jährlich schätzte.

Der dritte war ein Mann von fünf und dreißig bis sechs und dreißig Jahren, ein Bürger der Stadt, ein guter und lustiger Lebemann, immer fröhlich, immer zu Allem bereit, vorausgesetzt, daß von Frauen, von Tischfreuden oder der Jagd die Rede war.

Er nannte sich Navès.

Als sie alle drei versammelt waren, erzählte ich ihnen den Schritt, den ich bei den Herren der Sierra gethan hatte, und theilte ihnen die Antwort mit, welche ich erhalten hatte.

Nachdem sie gelesen, sahen sie sich einander an.

— Nun denn! sagte Paroldo, was sagen Sie dazu, Hernandes?

— Und Sie, Navès?

— Ich sage, daß das herrlich ist.

— Die Verabredung ist für morgen früh? fragte Paroldo.

— Für morgen früh, wie Sie sehen!

— Wohlan! bereiten wir Alles für morgen früh vor.

— Sie sehen keine Schwierigkeit in diesem Unternehmen?

— Als Gefahr?

— Ja.

— Keine.

— Ich wünschte nämlich nicht, daß eine Laune von mir Sie zu einem zu gewagten Unternehmen fortrisse.

— O! von dem Augenblicke an, wo ein Versprechen von Seiten dieser Herren vorliegt, werden Sie in Ihrer Mitte eben so sicher sein, als Sie es hier in dem Gasthause zur Post, und wir in unseren Familien sind.

— Habe ich nöthig, meinen Boten mitzunehmen?

— Wozu?

— Uns zum Führer zu dienen.

— O! unnöthig, wir kennen Alle den Weg, nur haben Sie das Recht, neun Personen mitzunehmen, nicht wahr? Sie haben Ihren Sohn und vier Reisegefährten, uns drei, das macht acht, es bleibt noch eine Person einzuladen; haben Sie an irgend Jemand gedacht?

— An Niemand; wie Sie wohl wissen, kenne ich nur Sie drei in Cordova.

—Wohlan! wir werden einen unserer Freunde einladen, der ein wenig Schmuggler ist, Sie werden sehen, daß er uns nicht nutzlos sein wird.

—Laden Sie ein . . . Jetzt müssen wir uns um Pferde und Maulthiere, um Esel und Lebensmittel kümmern.

—Sie werden erlauben, daß alle diese Gegenstände unsere Sache sind?

—Unter einer Bedingung.

—Ohne Bedingung.

—Es sei. Ich bin bei Ihnen; machen Sie es, wie Sie wollen.

—Heute Nacht, um zwei Uhr Morgens, werden die Pferde vor der Thür des Wirthshauses sein.

—Bravo!

Wir trennten uns. Zwei Stunden nachher wußte die ganze Stadt das Unternehmen, welches wir vorhatten.

Mein Bote kehrte zurück, um mich zu fragen, ob ich ihn als Führer zu verwenden gedächte; ich dankte ihm, und schenkte ihm einen dritten Douero.

Hierauf rief ich meinen armen Paul.

Die, welche meine Reise in Spanien oder meine Reise in Afrika gelesen haben, kennen Paul. Für die, welche weder das eine noch das andere der beiden Werke gelesen haben, will ich in wenigen Worten das sagen, was Paul war.

Er war ein schöner junger Araber aus dem Sennar, der als kleines Kind die Ufer des Flusses Nahab verlassen hatte, um nach Europa zu kommen; er war zwanzig bis

zwei und zwanzig Jahre alt, und sollte mit drei und zwanzig Jahren bei mir sterben.

Armer Paul, als ich aus ihm eine der komischsten Personen meiner Reise in Spanien und in Afrika machte, ahnete ich nicht, daß ich ihn zu betrauern haben würde, bevor meine Feder das letzte Wort dieser Reise geschrieben hätte.

Paul war geboren, um der Intendant eines guten Hauses zu werden. Er war von Haus aus eine ausgezeichnete Person. Unter den andern Dienern hatte er das Ansehen eines Negerfürsten, der aus seinen Staaten entführt und zur Gefangenschaft gezwungen war.

Er hatte wohl einige kleine Fehler, welche seinen erhabenen Eigenschaften schadeten; aber ich habe nicht mehr den Muth, von diesen Fehlern zu sprechen. Außerdem haben die, welche Paul kennen zu lernen wünschen, wie als ob sie ihn gesehen hätten, nur die fünf Bände unter dem Titel Von Paris nach Cadix zu lesen.

Ich ließ also Paul kommen und sagte zu ihm:

—Paul, wir sind für morgen von den Herrn Räubern der Sierra Morena zu einer Jagdparthie eingeladen. Wir werden zwei bis drei Tage bei ihnen bleiben. Mache alles das zurecht, was zu diesem Ausfluge nöthig ist.

Paul verwunderte sich niemals, er verwunderte sich daher auch nicht, nur fragte er:

—Werde ich Silbergeschirr mitnehmen müssen?

Ich reiste mit einer kleinen Kiste Silbergeschirr von zwölf Couverten.

—Ei ohne Zweifel, mein Lieber. Es ist ein Versuch, den ich anstelle.

—Dann nimmt der Herr während dieser drei Tage das Silbergeschirr auf seine Rechnung, und entbindet mich meiner Verantwortlichkeit?

—Ja, Paul, sei unbesorgt.

—Es ist gut, der Herr kann ruhig sein, um zwei Uhr Morgens wird Alles bereit sein.

Auf diese Versicherung hin legte ich mich um zehn Uhr Abends zu Bett.

VI.

Wunderbare Geschichte Don Bernardos von Zuniga.

Um zwei Uhr Morgens wurde ich durch einen Lärm geweckt, wie ich selten einen gleichen gehört habe.

Man hätte glauben können, daß ein Regiment Cavalerie in dem Patio mit den Hufen stampfte.

Es war in der That etwas, das ihm sehr glich. Es waren ohngefähr fünfzehn Esel, Pferde und Maulthiere, begleitet von ihren Arrieros. (Treibern.)

Ich habe niemals ein pittoreskeres Schauspiel gesehen, als das, welches der Hof des Wirthshauses bot, als wir hinabgingen.

Es war einer jener großen viereckigen Höfe mit Säulenhallen, die ein Wetterdach bildeten und sich an den vier Seiten des Gebäudes erstreckten.

Die Mitte war mit einem ungeheuren, wie eine Eiche dicken Orangenbaume ausgefüllt.

Unter diesem von einem Dutzend Fackeln, welche die Arrieros trugen, erleuchteten Wetterdache stampften unsere Esel und unsere Maulthiere.

Die Flamme dieser Fackeln spiegelten sich auf allen lichtvollen Punkten des Geschirres der Thiere und des Kostümes der Männer, und verlor sich dann in dem dichten dunkeln Laube des Orangenbaumes, in dessen Mitte seine goldenen Früchte glänzten.

Zwei Maulthiere waren mit Lebensmitteln beladen; ein drittes trug einiges Gepäck, und auf dieses dritte hatte sich Paul im arabischen Kostüme bereits gesetzt.

Zwei andalusische Pferde, das eine weiß, das andere isabellfarbig, mit ihren Reitern im Kostüme als Mayo, das Gewehr auf dem Kreuze des Pferdes, den Dolch in den Gürtel gesteckt, erwarteten uns.

Das waren Hernandes und Naves.

Paroldo war hinaufgekommen, um uns zu benachrichtigen, und ertheilte seine Befehle wie ein commandirender General.

In Mitte dieser ganzen Karawane fiel mir ein weißer Esel mit einem Sattel von rothem Sammet, groß, stolz und ungeduldig wie ein Pferd, durch seine prachtvolle Haltung ins Auge, und ließ mich jenes beständige Lob begreifen, das Sancho Pansa von seinem Thiere macht, und das mir bis dahin übertrieben geschienen hatte.

Sobald ich erschien, stiegen Naves und Hernandes ab, und boten mir mit der Miene und mit der Artigkeit, welche nur den Spaniern angehört, ihre Pferde an; aber

Paroldo war ihnen zuvorgekommen, der merkwürdige weiße Esel war für mich bestimmt.

Die Karawane machte sich auf den Weg. Ich habe nichts Wunderlicheres gesehen, als diese Schlange, welche sich in der Nacht durch die Straßen von Cordova wand, und stückweise erleuchtet wurde, wenn irgend eine Oeffnung zufälliger Weise den Mond bis zu ihr dringen ließ.

Die beiden Pferde gingen voraus, dann kam der weiße Esel, der sich alle Mühe gab, den ersten Rang einzunehmen. Hinter dem weißen Esel erstreckten sich in der launigen Unabhängigkeit ihres Ganges ohngefähr zehn gemeine Esel ohne Sättel, ohne Zäume, ohne Halfter, mit einer einfachen, auf den Rücken gelegten und unter dem Bauche zugeschnallten Decke; von Steigbügeln war eben so wenig die Rede, als von Halftern, von Zäumen und von Sätteln. Endlich kamen zwei bis drei mit unseren Lebensmitteln und Gepäck beladene Maulthiere und bildeten die Nachhut.

Eine Viertelstunde weit von der Stadt holte uns der junge Mann ein, den Naves, Paroldo und Hernandes einzuladen übernommen hatten. Er ritt einen Schecken, und trug das Kostüm der Manchegos, das heißt eine Jacke, ein Beinkleid und Mütze von Ziegenfell, dessen Haare nach außen gewendet waren. Dieses Kostüm verlieh ihm ein wildes Aussehen, das zu dem Pittoresken beitrug, welches unsere Karawane bereits hatte.

Der Boden, welcher Cordova von dem Fuße der Gebirge trennt, schien mir, so viel ich bei dem Mondscheine darüber urtheilen konnte, wie eine unermeßliche Platte von

rothem Marmor geadert; überall durchfurchten von der Hitze verursachte Sprünge den Boden, und der Weg machte durch die Ebene alle die Umwege, welche ihm diese Launen des Bodens auferlegten.

Mit jedem Augenblicke hörten wir das Geräusch eines fallenden Körpers, eines Gewehres, das im Fallen erklang. Wir wandten uns um, und erblickten einen Esel ohne Reiter, der grasete oder eine Distel verspeiste; dann in der Dunkelheit eine anfangs gestaltlose Masse, die sich bald ausstreckte, sich aufrichtete, das Ansehen eines Menschen wieder annahm und sich wieder auf den gefälligen Esel setzte, der seinen Reiter nur unter der in seinem Geiste fest beschlossenen Bedingung annahm, sich seiner bei der ersten Gelegenheit wieder zu entledigen.

Als wir an die ersten Anhöhen der Sierra gelangten, war es ohngefähr vier Uhr, der Mond verbreitete ein Licht, das hell genug war, um bei ihm einen Brief lesen zu können. Kein Geräusch ließ sich hören. Das Gebirge schien mit einem andächtigen Schweigen zu uns zu kommen; von Zeit zu Zeit sah man an den letzten Gränzen der Ebene unter einem Silberscheine irgend ein Landhaus erbleichen, das mit einem Walde von Orangenbäumen umgeben war, deren Wohlgerüche man mit diesem leichten Morgenwinde untermischt roch, der eine Stunde vor Sonnenaufgange über die Erde streift, und welcher der letzte Seufzer der Nacht zu sein scheint.

In dem Maße, als wir nach dem Gebirge gelangten, schien das weiße Ende des Weges, den wir ritten, sich in einem dunklen Gange zu verlieren, der ziemlich gut den

Rachen eines niedergekauerten Ungeheuers vorstellte, das damit beschäftigt war, eine Schlange zu verschlingen.

Dieser Rachen war die Fortsetzung des Weges, der aus einer Straße ein Fußpfad wurde, und an dessen beiden Seiten sich eine Art von Makis, von Meerkirschenbäumen und von grünen Eichen erhob, deren Zweige, indem sie sich an ihren oberen Enden vereinigten, diesen dunkeln Rachen bildeten, der sich anschickte, uns zu verschlingen.

Wir betraten denselben, indem wir instinctmäßig fühlten, daß wir die civilisirte Erde verließen, um die uncivilisirte zu betreten, und daß wir jenseits dieser überschrittenen Gränze keinen andern Beschützer mehr zu erwarten hätten, als uns selbst. Die Stärke ersetzte das Recht.

Nach Verlauf von ohngefähr fünfzig, auf diesem unebenen Abhange zurückgelegten Schritten überraschte uns ein seltsamer Umstand; der Weg war nämlich mit Kreuzen eingefaßt, welche Inschriften trugen. Auf das erste, auf das zweite dieser Kreuze achteten wir nicht; aber bei dem dritten, bei dem vierten und bei dem fünften frugen wir, was sie bedeuteten.

Unsere vier Freunde von Cordova begannen über unsere Einfalt zu lachen.

— Steigen Sie ab und lesen Sie, sagte Paroldo zu mir.

Ich war im Begriffe abzusteigen, aber ich bemerkte, daß ich mir eine unnöthige Mühe nähme, da eines dieser an einen Baumstamm genagelten Kreuze sich gerade in meinem Bereiche befand; es befand sich ein Zweig geweihten

Buchsbaumes über ihm, und man las auf dem Querbalken folgende Inschrift:

En esto sitio fu asacinado el conde Roderigo de Torrejas, anno 1845.

Was bedeutete:

„An diesem Orte wurde der Graf Roderigo von Torrejas im Jahre 1845 ermordet."

Zehn Schritte weit von da befand sich eine zweite Inschrift, nur war sie auf der andern Seite des Fußpfades angenagelt.

Diese zweite Inschrift war noch weit bündiger, als die erste. Sie bot folgende einzigen Worte:

Aqui fu asacinado su hijo, Hernandes de Torrejas.

„Hier wurde sein Sohn, Hernandes von Torrejas ermordet."

Es befanden sich ohngefähr zehn Schritte zwischen diesen beiden Inschriften.

Welches schreckliche Drama mußte sich auf diesem kleinen Raume zugetragen haben, während der Sohn seinen Vater umbringen, während der Vater seinen Sohn umbringen sah!

Ich ließ unseren Gefährten die Inschrift lesen.

—Meine Herren, sagte ich, es ist noch Zeit nach Cordova zurückzukehren.

Das Wort: Vorwärts! war die einzige Antwort der Karawane, welche ihren Weg fortsetzte.

Nur zählten wir auf diesem Wege in der Strecke einer Viertelmeile achtzehn Kreuze.

Der Weg wurde weit steiler und in dem Maße, als

wir ihn erklommen, schienen wir dem Lichte zuzuschreiten; der sechs bis acht Fuß breite Weg lehnte sich zur Linken an das Gebirge der Sierra, und zur Rechten öffnete sich ein Abgrund, der mit jeder Minute tiefer wurde. Auf der Tiefe dieses Abgrundes war es noch finstere Nacht, während die Ebene, die sich vor uns ausdehnte, hellere Farben anzunehmen begann.

Im Hintergrunde zeigte sich Cordova, immer im weißen Lichte und mit blauen Schatten mit seinem Guadalquivir, welcher, indem er die Morgenröthe zurückwarf, ein Flammenstrom zu sein schien.

Endlich verloren sich an dem entferntesten Horizonte die Gebirge, über welche wir gekommen waren, um von Granada nach Cordova zu gehen, in einem violetten und durchsichtigen Scheine.

So lange, als unser Blick diese wundervolle Ebene übersehen konnte, machte er sich keinen Augenblick davon los. Unsere Maler stießen Ausrufe der Bewunderung und des Bedauerns aus, denn sie fühlten wohl, daß niemals ein Pinsel das erhabene Bild nachahmen würde, das die Sierra vor unsern Augen entfaltete.

Endlich erreichten wir den Gipfel eines der ersten Absätze, und indem wir uns plötzlich zur Linken wandten, ließen wir dieses ganze wundervolle Panorama hinter uns.

Zehn Minuten nachher war es durch einen Vorhang von Bäumen verschleiert, und wir sollten es nur bei unserer Rückkehr wiederfinden.

Auf dieser ersten Hochebene angelangt, gingen wir einige Zeit lang auf ebenem Boden, dann begannen wir

von Neuem eine zweite Anhöhe zu ersteigen. Nach Verlauf von ohngefähr drei Viertel Stunden war dieser zweite Absatz erstiegen, und wir ritten unter einer Art von Wald hinab, in den die ersten Strahlen der Sonne zu dringen begannen.

Wir verwandten eine andere halbe Stunde darauf durch diesen Wald zu gehen, dessen Bäume bald lichter wurden, und wir erblickten bald durch die Lichtungen eine hell erleuchtete Ebene.

In Mitte der Ebene erhob sich eine Quelle, deren ziemlich reichliche Welle sich in ein großes steinernes Becken ergoß; um die Quelle herum standen und erwarteten uns ohngefähr dreißig Männer und ohngefähr vierzig Hunde.

Als sie uns erblickten, nahmen die Männer ihre Hüte ab und die Hunde heulten.

Zur Rechten, indem es den Weg überragte, wo Männer und Thiere standen, erhob sich ein mit Zinnen versehenes Haus; dieses Haus hatte der Quelle ihren Namen gegeben.

Diese Quelle war der Ort der Zusammenkunft; diese Männer waren unsere Wirthe, die Freiherren der Sierra Morena.

Wir setzten unsere Thiere in Trab, dann hielten wir nach einigen Minuten an und stiegen ab.

Da ich das Unternehmen eingeleitet hatte, so machte man aus mir die Hauptperson und ließ mich vorausgehen.

Auf der Hälfte des Weges begegnete ich einem Manne von vierzig bis zwei und vierzig Jahren, ein wahrhaft spanisches Gesicht mit schwarzem Barte, schwarzen Augen,

verbrannter Haut, kurzen und wolligen Haaren, weißen Zähnen, offenen Zügen.

Das war der Torero.

Wir gaben uns die Hand, wechselten einige Worte aus, indem wir uns dabei gegenseitig die Artigkeit erwiesen, daß wir uns zu verstehen schienen. Hierauf vermischten sich alle Gruppen, und wir bildeten nur noch eine dichte Masse.

Das Frühstück erwartete uns. Es bestand aus geräucherten Hirschziemern, aus wilden Schweineschinken, aus Malaga, Alicante und Xeres.

Wir ließen gleichfalls unsere Lebensmittel abladen. Wir brachten das mit, was man sich in dem Gebirge nicht verschaffen kann, nämlich Pasteten, Schinken von Granada, Truthähne, Hühner, Oliven, volle Schläuche eines Landweines von Montilla, der unserem Gravesweine ähnlich ist.

Man legte Alles auf den Boden.

Ich gab Paul einen Wink.

Paul verstand; er machte die Kiste des Silbergeschirres auf, und warf einige Hände voll Messer und silberne Gabeln auf die Mäntel, welche zu Tischtüchern dienten.

Hierauf stellte er die leere Kiste mitten unter die Tischgenossen.

Der Torero blickte seine Kameraden mit einer Miene an, welche bedeutete: — Nun denn! was sagt Ihr dazu?

Unsere Wirthe antworteten durch ein Zeichen der Zufriedenheit.

Jeder von ihnen nahm mit den Fingerspitzen ein Messer oder eine Gabel, und man begann vorzuschneiden.

Von diesem Augenblicke an war die Bekanntschaft vollständig gemacht, und unsere Wirthe wurden für uns und wir für sie gewöhnliche Jagdgefährten.

Auch die Hunde schienen uns von diesem Augenblicke an nicht mehr als Fremde, sondern als einen Zuwachs von Herren angenommen zu haben. Das war keine zu verschmähende Friedensstiftung, diese halb wilden Hunde, welche halb Fuchs und halb Wolf waren, hatten ein schreckliches Aussehen.

Einige Brode wurden in einem berechneten Maße mäßiger Weise unter sie vertheilt, um ihnen die Kraft zu erhalten, ohne ihnen den Hunger zu nehmen. Die Jagdhunde jagen für sich, und damit sie gut jagen, darf man sie immer nur halb sättigen.

Jeder hatte Eile die Jagd zu beginnen. Nach einer halben Stunde, welche, wie ich gestehen muß, von Jedermann thätig angewandt wurde, gaben daher auch unsere Wirthe selbst das Signal zum Aufbruche, indem sie die Messer und die Gabeln an einer Quelle wuschen, und sie wieder in das Besteck legten.

Es kam daher, weil die Sonne in der That am Horizonte aufzusteigen begann, und wir benachrichtigt waren, daß wir noch eine Stunde zurückzulegen hätten, bevor wir an das erste Treibjagen gelangten.

—Nun denn? fragte ich Paul.

—Was, mein Herr?

—Das Silbergeschirr!

— Es fehlt Nichts daran.

— Dann auf den Weg!

Und indem ich meinen merkwürdigen Esel wieder bestieg, setzte ich mich wieder an die Spitze der Schaar, und wir vertieften uns noch weiter in das Gebirge.

Nach Verlauf eines halbstündigen Marsches überließ man die Pferde, die Esel und die Maulthiere der Aufsicht der Maulthiertreiber, und setzte den Weg zu Fuß fort.

Der Torero hatte sich meiner bemächtigt, er übernahm es, mich wie meinen Sohn anzustellen; das hieß uns zu sagen, daß er uns, zum Mindesten nach seiner Meinung, die besten Orte vorbehielte.

An den Ort gelangt, den er für mich bestimmte, blieb ich stehen, und machte meine Büchse zurecht; es war eine vortreffliche Doppelbüchse, welche einen Hirschfänger als Bajonet hatte, und die mit Spitzkugeln geladen wurde.

Der Torero bat mich, sie in seiner Gegenwart zu laden, damit er den Mechanismus davon sähe; sie wurde durch die Schwanzschraube geladen. Es war das erste Mal, daß ein solches Gewehr seine Neugierde erweckte.

Er untersuchte es mit der größten Aufmerksamkeit, und gab es mir zurück; hierauf begann er ohne Bedauern, ohne Neid sein einläufiges Gewehr mit Papierpfropfen zu laden, die er von einem kleinen geschriebenen Hefte riß.

Worauf er, nachdem er mir Schweigen anempfohlen hatte, meinen Sohn fortführte.

Allein geblieben, betrachtete ich die Landschaft. Wir umgaben einen hohen Berg, der einer Pyramide glich und ganz mit Mastix- und mit Meerkirschenbäumen von sechs bis acht Fuß Höhe bewachsen war. Von Stelle zu Stelle erschienen gleich ungeheuren Warzen in Mitte des dunkeln Grün des Gehölzes runde Sandsteinfelsen; unter meinen Füßen befand sich ein kleines rundes Thal, welches den Fuß des Berges zeigte und sich wieder erhob, indem es sich um ihn herum gleich den Rändern eines Hutes erweiterte. Dieser ganze, etwas weniger dicht bewachsene Theil der Pyramide erlaubte, zwischen den Gebüschen das Wild zu erblicken, welches die von den Jägern unterstützten Hunde uns zuzutreiben im Begriffe standen.

Der Torero hatte mich benachrichtigt, daß wir noch eine halbe Stunde hätten, bevor die Jagd begönne. Ich warf daher die Augen um mich, indem ich mich fragte, was ich mit dieser halben Stunde anfangen sollte. Bei dieser topographischen Nachforschung erblickte ich auf dem Boden das Heft, dessen Umschlage der Torero bereits zwei Pfropfen entliehen hatte, das er ohne Zweifel wieder in die Tasche gesteckt zu haben glaubte, und das er daneben *gesteckt* hatte.

Ich raffte es auf, legte mich in den Schatten eines Meerkirschenbaumes, dessen rothe Früchte über meinem Kopfe schwebten, und las:

Historia maravillosa de don Bernardo de Zuniga.

Das heißt:

Wunderbare Geschichte Don Bernardos von Zuniga.

Diese Chronik war geschrieben, und dem zu Folge aller Wahrscheinlichkeit nach unbekannt.

Da sie kurz ist, und die Jagd, statt nach Verlauf einer halben Stunde anzufangen, erst nach Verlauf von fünf und vierzig Minuten angefangen hatte, so hatte ich Zeit gehabt, sie vom Anfange bis zum Ende zu lesen, als die Hunde zum ersten Male anschlugen.

Hier ist sie.

VII.

Geschichte Don Bernardos von Zuniga. — Die heilige Quelle.

Es war am 25. Januar 1492. Nach einem Kampfe von acht Hundert Jahren gegen die Spanier hatten die Mauren sich in der Person des Al-Shaghr-Abou-Abdallah als besiegt erklärt, welcher am 6. des laufenden Monats, das heißt am heiligen Dreikönigstage, den Händen seiner Besieger, Ferdinand und Isabella, die Stadt Granada übergeben hatte.

Die Mauren hatten Spanien in zwei Jahren erobert, es hatte acht Jahrhunderte bedurft, um es ihnen wieder zu nehmen.

Das Gerücht von diesem Siege hatte sich verbreitet. Durch ganz Spanien läuteten die Glocken in den Kirchen, wie an dem heiligen Osterfeste, an welchem unser Heiland wieder auferstanden ist, und alle Stimmen riefen: Es

lebe Ferdinand! es lebe Isabella! es lebe Leon! es lebe Castilien!

Das war noch nicht Alles; man sagte, daß in diesem Jahre des Heiles, in welchem Gott Spanien mit väterlichem Auge angeblickt hatte, ein großer Reisender sich den Königen vorgestellt und versprochen hätte, ihnen eine unbekannte Welt zu schenken, die er gewiß wäre, zu entdecken, indem er immer von Osten nach Westen segelte.

Aber das galt im Allgemeinen für ein Mährchen, und der Abenteurer, der diese Verpflichtung eingegangen war, und den man Christoph Columbus nannte, ward für einen Wahnsinnigen gehalten.

Uebrigens waren diese Nachrichten zu jener Zeit schwieriger Verbindung noch nicht auf sehr bestimmte Weise auf der ganzen Oberfläche der Halbinsel verbreitet. In dem Maße, als sich die Provinzen von den Provinzen entfernten, in denen die Mauren ihre Macht zusammengezogen hatten, und die Ferdinand und Isabella erst seit neunzehn Tagen befreit hatten, eben so wie in dem Maße, als die Gegenstände, indem sie sich von dem Mittelpunkte des Lichts entfernen, allmählig in die Dunkelheit zurückkehren, zweifelten die Völker allmählig noch an diesem großen Glücke, das der ganzen Christenheit zufiel, und indem sie sich um jeden Reisenden herumdrängten, der von dem Kriegsschauplatze kam, verlangten sie von ihm die näheren Umstände über dieses wichtige Ereigniß.

Eine der Provinzen, nicht die am meisten entfernte, aber die am meisten von Granada getrennte, denn zwei große Gebirgsketten erstrecken sich zwischen ihr und dieser

Stadt, Estramadura. Estramadura, das zwischen Neucastilien und Portugal liegt, und das seinen Namen von seiner äußersten Lage an den Quellen des Duero entlehnt, kurz Estramadura hatte ein um so größeres Interesse, unterrichtet zu sein, als es, bereits seit dem Jahre 1240 durch Ferdinand III. von Castilien von den Mauren befreit, seitdem zu diesem Königreiche gehörte, von dem Isabella, welche den Namen der Katholischen sich erworben hatte, die Erbin war.

Es hatte sich daher auch an dem Tage, an welchem diese Geschichte beginnt, das heißt am 25. Januar 1492, eine große Menschenmenge in dem Hofe des Schlosses von Bajar versammelt, in welchem so eben Don Bernardo von Zuniga, der dritte Sohn Peters von Zuniga, Grafen von Bagnarès und Marquis von Ayamonte, der Herr dieses Schlosses, eingezogen war. Nun aber konnte Niemand neuere Nachrichten über die Mauren und über die Christen geben, als Don Bernardo von Zuniga, der, ein Ritter in dem Heere Isabellens, bei einem der von dem Helden der Araber, Mousay-Ebn-Aby'l-Gazan, versuchten Ausfällen gefangen genommen und in die belagerte Stadt zurückgeführt worden war, deren Thore ihm erst an dem Tage geöffnet worden waren, an welchem die Christen ihren Einzug in dieselbe gehalten hatten.

Don Bernardo war zu der Zeit, in welcher er uns erscheint, das heißt in dem Augenblicke, wo er nach einer Abwesenheit von zehn Jahren auf seinem Schlachtrosse und von Bedienten, Dienern und Vasallen umgeben, in das väterliche Schloß zurückkehrte, ein Mann von fünf und

dreißig bis sechs und dreißig Jahren, durch die Beschwerden und besonders durch die Wunden abgemagert, und der bleich gewesen wäre, wenn sein von der Sonne des Südens verbranntes Gesicht nicht eine braune Farbe angenommen hätte, welche aus ihm den Landsmann und den Bruder der Männer zu machen schien, gegen die er gekämpft hatte.

Diese Aehnlichkeit war um so größer, als, in den großen weißen Mantel des Ordens von Alcantara gehüllt, wie er es war, einen Schooß dieses Mantels um sein Gesicht gerollt, um sich gegen den Nordwind der Gebirge zu schützen, Nichts diesen Mantel von dem Arabischen Burnous unterschied, als etwa das grüne Kreuz, welches die Ritter dieses heiligen Ordens auf der linken Brust trugen.

Dieses Gefolge, das mit ihm auf den Hof des Schlosses kam, begleitete ihn seit seinem Erscheinen an den Thoren der Stadt; selbst bevor man ihn erkannt, hatte man errathen, daß dieser Mann mit finsterem Auge, mit heldenmüthiger Haltung, mit halb religiösem, halb kriegerischem Mantel, von dem Kriegsschauplatze käme. Man hatte sich bei ihm erkundigt, um Nachrichten zu erhalten. Nun hatte er sich genannt, hatte die guten Leute aufgefordert, ihn bis in den Schloßhof zu begleiten, und dort angelangt, war er unter Beweisen allgemeiner Zuneigung und Ehrerbietung vom Pferde gestiegen.

Nachdem er den Zügel seines Pferdes den Händen eines Knappen zugeworfen, und ihm diesen wackeren Gefährten seiner Beschwerden anempfohlen hatte, der, wie sein Herr, mehr als eine sichtbare Spur des Kampfes

trug, den er bestanden hatte, erstieg Don Bernardo von Zuniga die Stufen der Freitreppe, welche nach dem Haupteingange des Schlosses führte; dann, auf der höchsten Stufe angelangt, wandte er sich um, indem er, um die allgemeine Neugierde zu befriedigen, erzählte, wie Ferdinand der Katholische, nachdem er dreißig feste Plätze und eben so viele Städte erobert, endlich Granada belagert hätte; wie nach einer langen und schrecklichen Belagerung sich Granada am 25. November 1491 ergeben hätte, und wie endlich der König und die Königin am 6. des Monats Januar, dem Tage des heiligen Dreikönigsfestes, ihren Einzug darin gehalten hätten, indem sie den Nachfolgern der Könige von Granada und der Califen von Cordova als ganzes Gebiet nur eine kleine Schenkung in der Provinz Alpujarras ließen.

Als er diese Nachrichten zur großen Freude der Zuhörer mitgetheilt, betrat Don Bernardo, nur von einigen seiner vertrautesten Diener begleitet, das Schloß.

Nicht ohne große Gemüthsbewegung sah Don Bernardo nach zehnjähriger Abwesenheit das Innere dieses Schlosses wieder, in welchem seine Jugend verflossen war, und das er leer wiederfand, da sein Vater sich in Burgos aufhielt, und von seinen beiden älteren Brüdern der eine gestorben war, und der andere sich bei dem Heere Ferdinands befand.

Don Bernardo durchwanderte schweigend und traurig alle Gemächer; man hätte sagen können, daß auf dem Grunde seines Herzens eine Frage läge, die er nicht zu thun wagte, und die unter den Fragen verschleiert blieb,

welche er stellte. Endlich fragte er, indem er vor dem Porträt eines kleinen Mädchens von neun bis zehn Jahren stehen blieb, mit einem gewissen Zögern, was das für ein Porträt wäre.

Der, an den er diese Frage richtete, blickte Don Bernardo starr an, bevor er darauf antwortete.

Man hätte glauben können, daß er nicht verstände.

—Dieses Porträt? fragte er.

—Ja, dieses Porträt, wiederholte Don Bernardo in einem mehr gebietenden Tone.

—Ei, gnädiger Herr, erwiderte der Diener, es ist das Eurer Base Anna von Niebla, es ist unmöglich, daß Eure Gnaden diese junge Waise vergessen hat, die auf dem Schlosse erzogen worden ist, und die Eurem älteren Bruder bestimmt war.

—Ah! es ist wahr, sagte Don Bernardo, und was ist aus ihr geworden?

—Als Euer älterer Bruder im Jahre 1488 starb, befahl Euer Herr Vater, daß Anna von Niebla in das Kloster der unbefleckten Empfängniß des Ordens von Calatrava ginge, und daß sie in ihm ihre Gelübde ablegte, da Euer zweiter Bruder verheirathet und Eure Gnaden Ritter eines Ordens war, der das Cölibat vorschreibt.

Don Bernardo stieß einen Seufzer aus.

—Das ist richtig, sagte er.

Und er stellte keine weitere Frage.

Nur, da Anna von Niebla auf dem Schlosse Bejar

sehr beliebt war, so versuchte der Diener, indem er den Umstand benutzte, der das Gespräch auf die junge und reiche Erbin gerichtet hatte, es fortzusetzen.

Aber bei dem ersten Worte, das er über diesen Gegenstand sagte, legte ihm Don Bernardo auf eine Weise Schweigen auf, das ihn verstehen ließ, er habe Alles das erfahren, was er zu wissen wünschte.

Uebrigens konnte man sich über die Ursachen nicht irren, welche Don Bernardo zur Rückkehr auf das Schloß seiner Väter bestimmt hatten, denn er war noch am selben Tage besorgt, diese Ursachen Jedermann mitzutheilen. Das Schloß Bejar lag zwei bis drei Stunden weit von einer Quelle, welche man die heilige Quelle nannte, und die ohne Zweifel der Nachbarschaft des Klosters zur unbefleckten Empfängniß das Vorrecht verdankte, Wunder zu thun.

Diese Quelle zeigte besonders wunderbare Heilkräfte für Wunden, und, wie wir gesagt, war Don Bernardo noch mager, bleich und leidend an den Wunden, die er bei der Belagerung von Granada erhalten hatte.

Don Bernardo beschloß daher, auch gleich am folgenden Tage die Kur zu beginnen, welcher er in seinem frommen Glauben eine schnelle Genesung zu verdanken hoffte. Die Vorschrift war sehr einfach und leicht zu befolgen, Don Bernardo hatte zu thun, was der ärmste Landmann that, der den Beistand der heiligen Jungfrau anzuflehen kam, unter deren Anrufung sich die Quelle befand. Ueber der Quelle erhob sich ein kleiner, von einem einzigen Felsen gebildeter Hügel; auf der Höhe dieses Felsens erhob

sich ein Kreuz. Man erklomm den Felsen barfuß, man kniete vor dem Kreuze nieder, man betete andächtiger Weise fünf Paternoster und fünf Avemaria, man ging immer barfuß wieder hinab, man trank ein Glas Wasser, und zog sich nach Haus zurück.

Die Wallfahrten theilten sich in neuntägige Andachten, und es war selten, daß man nach Verlauf der dritten neuntägigen Andacht, das heißt am Ende des sieben und zwanzigsten Tages, nicht geheilt war.

Am folgenden Morgen, mit Tagesanbruch, ließ sich Don Bernardo von Zuniga in der That sein Pferd vorführen, und da er in seiner Jugend Hundert Male den Weg nach der Quelle gemacht hatte, so brach er allein auf, um seine Gesundheitswallfahrt zu vollziehen.

An der Quelle angelangt, stieg er ab, band sein Pferd an einen Baum, zog seine Stiefel aus, erklomm barfuß den Felsen, betete seine fünf Paternoster und seine fünf Avemaria, ging hinab, trank ein Glas Wasser an der Quelle, zog seine Stiefel wieder an, stieg wieder zu Pferde, warf einen ohne Zweifel frommen Blick nach dem Kloster der unbefleckten Empfängniß, das eine halbe Stunde weit von dort durch die Bäume erschien, und kehrte nach dem Schlosse zurück.

Jeden Tag begann Don Bernardo wieder dieselbe Wanderung, und es war sichtlich, daß das wunderthätige Wasser auf seinen Körper wirkte, obgleich seine Laune traurig, verschlossen, fast menschenscheu blieb.

Er vollendete auf diese Weise die drei neuntägigen Andachten. Während der letzten Tage der dritten war ihm

die Gesundheit gänzlich zurückgekehrt, und er hatte bereits seine bevorstehende Abreise nach dem Heere gemeldet, als er am sieben und zwanzigsten Tage, als er am Fuße des Kreuzes kniete und sein letztes Avemaria betete, einen Zug herankommen sah, der nicht ohne Interesse für einen Mann war, der so oft, wenn er Abschied von der Quelle nahm, die Augen auf das Kloster zur unbefleckten Empfängniß geworfen hatte.

Es war ein Zug, der aus Nonnen bestand, die eine offene, von Landleuten getragene Sänfte begleiteten. Auf dieser Sänfte lag eine Nonne, die man im Triumphe nach der Quelle zu tragen schien; die Nonnen, welche die Sänfte begleiteten, und die, welche darauf lag, waren sorgfältig verschleiert.

Statt wie gewöhnlich hinab zu gehen, um an der Quelle zu trinken, wartete Don Bernardo, ohne Zweifel neugierig, das zu sehen, was sich zutragen würde.

Seine Neugierde war so groß, daß er sein letztes Avemaria zu beten vergaß.

Der Zug hielt vor der Quelle, die auf der Sänfte liegende Nonne stieg herab, zog ihre Fußbekleidung aus, und begann mit anfangs wankendem Schritte, der aber allmählig fester wurde, hinaufzugehen; an dem Fuße des Kreuzes angelangt, das Don Bernardo freigelassen hatte, indem er zurückwich, kniete die Nonne nieder, verrichtete ihr Gebet, stand wieder auf und ging wieder zu ihren Begleiterinnen hinab.

Es war eine Täuschung, aber es schien Don Ber-

nardo, als ob die Nonne in dem Augenblicke, wo sie niederkniete und wo sie wieder aufstand, ihre Augen durch ihren Schleier einen Augenblick lang auf ihm hätte verweilen lassen.

Bei dem Herannahen des heiligen Mädchens hatte Don Bernardo gleichfalls eine seltsame Gemüthsbewegung, etwas wie eine vor seinen Augen vorüberziehende Verblendung empfunden, und er hatte sich an einen Baum gelehnt, wie als ob der auf seinem Grunde schlecht befestigte Felsen unter ihm gewankt hätte.

Aber in dem Maße, als die Nonne sich von Don Bernardo entfernt hatte, war ihm die Kraft zurückgekehrt; nun hatte er sich, um ihr länger mit den Augen zu folgen, über den Rand des Felsens geneigt, der sich senkrecht über der Quelle befand. Die Nonne war hinab gegangen, hatte sich der Quelle genähert, und indem sie sich für das heilige Wasser allein sichtbar machte, hatte sie ihren Schleier zurückgeschlagen und dem Gebrauche gemäß gleichfalls aus der Quelle getrunken.

Aber nun hatte sich Etwas zugetragen, an das Niemand gedacht, und das dem zu Folge Niemand hatte voraussehen können. Der klare Krystall der Quelle verwandelte sich in einen Spiegel, und Don Bernardo von Zuniga sah von dem Orte aus, wo er sich befand, das Bild der Nonne eben so deutlich, als ob es von einem Spiegel zurückgeworfen worden wäre.

Sie war trotz ihrer Blässe ein solches Wunder von Schönheit, daß Don Bernardo von Zuniga einen Ausruf

der Ueberraschung und der Bewunderung ausstieß, der laut genug erschallte, um die heilige Kranke erbeben zu lassen, welche, nachdem sie kaum ihre Lippen in das Wasser getaucht, ihren Schleier zurückschlug und wieder in die Sänfte stieg, nicht ohne ein letztes Mal ihren Kopf nach der Seite des unvorsichtigen Ritters umzuwenden.

Don Bernardo von Zuniga ging rasch die Stufen des Felsens hinab, und indem er sich an einen der Zuschauer dieses Auftrittes wandte, fragte er ihn:

— Weißt Du, wer diese Frau ist, die an der Quelle getrunken hat, und die man nach dem Kloster der unbefleckten Empfängniß trägt?

— Ja, antwortete der befragte Mann; es ist eine Nonne, die eine Krankheit überstanden hat, die Jedermann für tödtlich hielt, da sie, wie es scheint, wirklich länger als eine Stunde todt gewesen ist, die aber durch die Kraft des heiligen Wassers geheilt worden ist; so daß sie heute ihren ersten Ausgang gemacht hat, um ihr Gelübde zu erfüllen, selbst aus der Quelle das Wasser zu trinken, das man noch gestern für sie aus ihr schöpfte.

— Und, fragte Don Bernardo mit einer Gemüthsbewegung, welche die Wichtigkeit andeutete, die er auf die Frage legte, weißt Du den Namen dieser Nonne?

— Ja, ohne Zweifel, gnädiger Herr, sie nennt sich Anna von Niebla und ist die Nichte Peters von Zuniga, Grafen von Bagnarès, Marquis von Ayamonte, dessen Sohn, der vor ohngefähr einem Monate von dem Heere

zurückkehrte, die freudige Nachricht von der Einnahme von Granada überbracht hat.

— Anna von Niebla, murmelte Don Bernardo. Ah! ich hatte sie wohl erkannt, aber ich hätte niemals geglaubt, daß sie so schön werden würde.

VIII.

Der Rosenkranz Annas von Niebla.

Don Bernardo hatte also dieses junge Mädchen wiedergesehen, das er als Kind auf dem Schlosse Bejar verlassen, und deren Andenken ihm aller Wahrscheinlichkeit nach während seiner zehnjährigen Abwesenheit gefolgt war.

Während dieser zehn Jahre einsamen Träumens, während derer die Gedanken Don Bernardos dem Uebergange Annas von Niebla in den ersten Frühling des Lebens folgten, war das junge Mädchen eine Frau geworden; sie hatte das Alter von zwanzig Jahren erreicht, während Don Bernardo das Alter von fünf und dreißig erreichte; sie hatte das Nonnengewand angelegt, während er sich in den Mantel des Ritters von Alcantara gehüllt hatte.

Sie war die Verlobte des Herrn, er war Christusritter.

Den beiden jungen, in demselben Hause erzogenen Leuten, war seit dem Austritte aus diesem Hause jede Verbindung durch das Wort untersagt, jeder Austausch des Blickes war verboten.

Deshalb hatte ohne Zweifel der Anblick seiner Base in dem seltsamen Spiegel, in dem er ihre Züge verfolgt hatte, in dem Herzen Don Bernardos von Zuniga eine so heftige Gemüthsbewegung erweckt.

Er kehrte auf das Schloß zurück, aber noch weit tiefsinniger, weit finsterer, weit schweigsamer als gewöhnlich, und schloß sich fast sogleich in das Zimmer ein, in welchem er das Porträt Annas von Niebla als Kind gesehen hatte. Ohne Zweifel suchte er auf der Leinwand die beweglichen Züge wiederzufinden, die er so eben in der Quelle hatte zittern sehen, ihrer jugendlichen Entwickelung während der zehn Jahre zu folgen, welche verflossen waren, sie bei dem Hauche des Lebens aufblühen zu sehen, wie eine Blume in der Sonne aufblüht.

Er, der seit fünfzehn Jahren auf den Schlachtfeldern, bei den Ueberrumpelungen der Lager, bei den Stürmen der Städte gegen die Todtfeinde seines Vaterlandes und seiner Religion kämpfte, er versuchte nicht einmal einen Augenblick lang diesem weit schrecklicheren Feinde Widerstand zu leisten, der ihn angegriffen hatte und ihn bei dem ersten Angriffe unter sich beugte.

Don Bernardo von Zuniga, der Ritter von Alcantara, liebte Anna von Niebla, die Nonne der unbefleckten Empfängniß.

Er mußte fliehen, fliehen, ohne einen Augenblick zu

verlieren, in diese wirklichen Schlachten zurückkehren, zu diesen physischen Wunden, die nur den Leib tödten. Don Bernardo hatte nicht den Muth dazu.

Obgleich seine neuntägige Andacht mit Ausnahme eines Avemaria beendigt war, so kehrte er doch gleich am folgenden Tage nach der Quelle zurück, indem er nicht mehr betete, die Liebe hatte sich seines Herzens bemächtigt und dem Gebete keinen Raum mehr gelassen. Nur erwartete er, auf der Höhe des Felsens sitzend und das Auge nach dem Kloster gewandt, einen neuen Zug gleich dem, den er bereits gesehen hatte, und der nicht kam.

So wartete er drei Tage lang ohne Ruhe, ohne Schlaf, indem er um das Kloster herumstreifte, dessen Pforten unbarmherziger Weise verschlossen blieben. Am vierten Tage, der ein Sonntag war, wußte er, daß die Thüren der Kirche offen wären, und daß Jedermann diese Kirche betreten könnte.

Nur sangen die Nonnen, in das Chor eingeschlossen, hinter großen Vorhängen, man hörte sie, ohne sie zu sehen.

Und dieser so sehr ersehnte Tag kam endlich herbei. Unglücklicher Weise erwartete ihn Don Bernardo zu einem ganz unheiligen Zwecke; der Gedanke, daß dieser Tag der wäre, an welchem er sich dem Herrn nähern könnte, fiel ihm nicht einmal ein, er dachte nur daran, sich Anna von Niebla zu nähern.

Zu der Stunde, an welcher sich die Thore des Klosters öffneten, war er da, indem er wartete.

Um zwei Uhr Morgens war er selbst in den Stall

gegangen, hatte sein Pferd gesattelt und war ausgeritten, ohne Jemand davon zu benachrichtigen. Von zwei Uhr bis acht Uhr war er in der Umgegend der Quelle herumgeirrt, nicht mehr die Stirn in seinen weiten Mantel gehüllt, um sich vor dem Nordwinde der Berge zu schützen, sondern die Stirn entblößt, indem er alle Winde der Nacht aufforderte, die Gluth zu erlöschen, welche ihm das Gehirn zu verzehren schien.

Sobald er die Kirche betreten hatte, kniete Don Bernardo so nahe vor dem Chore der Kirche nieder, als es ihm möglich war, und er blieb dort wartend, die Kniee auf den Steinplatten, die Stirn auf den Marmor gebeugt.

Der Gottesdienst begann. Don Bernardo hatte nicht einen Gedanken für den Erlöser der Menschen, dessen heiliges Opfer vollzogen wurde; seine ganze Seele stand offen wie eine Vase, um die Gesänge aufzunehmen, die man ihm versprochen hatte, und unter denen der Gesang Annas von Niebla gen Himmel steigen mußte.

Jedes Mal, daß sich in diesem lieblichen Concerte eine klangvollere, reinere, bebendere Stimme als die andern hören ließ, erbebte Don Bernardo auf der Stelle, und erhob unwillkürlich seine beiden Hände gen Himmel. Man hätte sagen können, daß er sich an diesen Accord zu fesseln und mit ihm gen Himmel zu steigen versuchte.

Dann, als der Ton von den andern Stimmen bedeckt oder in seiner eigenen Begeisterung erschöpft, erloschen war, sank er wieder mit einem Seufzer zurück, wie als

ob er nur von diesem lieblichen Klange gelebt, und er ohne ihn nicht hätte leben können.

Die Messe beendigte sich unter ihm bis dahin unbekannten Gemüthsbewegungen. Die Gesänge hörten auf, die letzten Töne der Orgel erstarben, die Anwesenden verließen die Kirche, die Priester kehrten in das Kloster zurück. Das Gebäude war nur noch eine stumme und regungslose Leiche; das Gebet, welches die Seele desselben war, war gen Himmel zurückgestiegen.

Don Bernardo blieb allein, nun konnte er um sich blicken. Ueber seinem Haupte war ein Gemälde angebracht, das den englischen Gruß vorstellte; in einer Ecke des Gemäldes lag die Schenkerin mit gefalteten Händen auf den Knieen

Der Ritter von Alcantara stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus. Die Schenkerin, diese auf den Knieen und mit gefalteten Händen in einer Ecke des Gemäldes vorgestellte Frau, war Anna von Niebla.

Er rief den Messner, der die Kerzen auslöschte, und befragte ihn.

Dieses Gemälde war das Werk Annas von Niebla selbst; sie hatte sich dem Gebrauche der Zeit gemäß, welcher fast immer für die Schenkerin einen bescheidenen Platz auf der geweihten Leinwand verlangte, auf den Knieen und im Gebete vorgestellt.

Die Stunde war gekommen, sich zu entfernen; auf die Aufforderung, welche der Messner an ihn stellte, verneigte sich Don Bernardo und verließ die Kirche.

Ein Gedanke war in ihm aufgestiegen, nämlich dieses

Gemälde sich zu erwerben, um welchen Preis es auch sein mögte.

Aber alle Anträge, welche er dem Kapitel des Klosters stellte oder stellen ließ, wurden zurückgewiesen, man antwortete ihm, daß das, was geschenkt worden wäre, nicht verkauft werden könnte.

Don Bernardo schwur, daß er dieses Gemälde besitzen würde. Er raffte alles Geld zusammen, das er sich verschaffen konnte, ungefähr zwanzig Tausend Realen, bei weitem mehr, als der wirkliche Werth des Bildes, und er beschloß am nächsten Sonntage mit Jedermann die Kirche zu betreten, wie er es bereits gethan hatte, sich in irgend einem Winkel zu verstecken, und in der Nacht die Leinwand abzunehmen und aufzurollen, indem er die zwanzig Tausend Realen auf dem Altare ließ, dem er das Bild geraubt hätte.

Um wieder aus der Kirche zu kommen, so hatte er bemerkt, daß die Fenster höchstens zwölf Fuß hoch angebracht wären, und daß sie auf den Kirchhof führten; er würde Stühle auf einander stellen, und die Kirche leicht durch ein Fenster verlassen. Dann würde er das Schloß mit seinem Schatze wieder erreichen, es in einen prachtvollen Rahmen fassen lassen, es dem Porträt Annas von Niebla gegenüber aufhängen und sein Leben in diesem Zimmer zubringen, das sein Leben enthielt. Die Tage und die Nächte verflossen in der Erwartung des Sonntags, der endlich herbeikam.

Don Bernardo von Zuniga trat als einer der Ersten ein, wie er es am Sonntage vorher gemacht

hatte. Er hatte die zwanzig Tausend Realen in Gold bei sich.

Was aber seine Augen gleich anfangs überraschte, war die Trauer, welche die Kirche angelegt hatte; durch die Gitter des Chores sah man die Enden der Kerzen glänzen, welche die Gipfel eines Katafalks beleuchteten.

Don Bernardo erkundigte sich.

Am selben Morgen war eine Nonne gestorben, und die Messe, der er beizuwohnen im Begriffe stand, war eine Todtenmesse.

Aber, wie wir gesagt, kam Don Bernardo nicht für die Messe, er kam, um die Ausführung seines Planes vorzubereiten.

Das Gemälde des englischen Grusses war an seinem Platze über dem Altare der Kapelle der Jungfrau.

Das niedrigste Fenster war zehn bis zwölf Fuß hoch, und mittelst über einander gestellter Bänke oder Stühle war Nichts leichter, als aus der Kirche zu kommen.

Diese Gedanken beschäftigten Don Bernardo während der ganzen Dauer des Gottesdienstes. Er fühlte wohl, daß er eine schlechte That zu begehen im Begriffe stände; aber er hoffte, daß der Herr ihm zu Gunsten seines ganzen, im Kampfe gegen die Ungläubigen zugebrachten Lebens, zu Gunsten dieser ungeheuren Summe, die er an der Stelle des Gemäldes zurückließ, verzeihen würde.

Dann hörte er von Zeit zu Zeit die Trauergesänge, und suchte vergebens unter allen diesen frischen, reinen und klangvollen Stimmen die Schwingung dieser Stimme,

deren himmlischer Ton acht Tage zuvor alle Fibern seiner Seele erweckt, und sie wie eine himmlische Harfe unter den Fingern eines Seraphims hatte ertönen lassen.

Die klangvolle Saite war abwesend, und man hätte sagen können, daß eine Taste auf dem religiösen Claviere fehlte.

Die Messe endigte. Jedermann entfernte sich. Indem er vor einem Beichtstuhle vorüberging, machte ihn Don Bernardo von Zuniga auf, trat in denselben ein und verschloß ihn wieder hinter sich.

Niemand sah ihn.

Die Thüren der Kirche knarrten auf ihren Angeln. Bernardo hörte die Schlösser kreischen. Die Schritte des Messners streiften den Beichtstuhl, in welchem er versteckt war, und entfernten sich. Alles kehrte wieder in das Schweigen zurück.

Nun hörte man von Zeit zu Zeit in dem immer noch verschlossenen Beichtstuhle das Rauschen eines Schrittes auf den Steinplatten, dann das Gemurmel eines mit leiser Stimme verrichteten Gebetes.

Das war irgend eine Nonne, welche die Litaneien der Jungfrau bei der Leiche ihrer gestorbenen Gefährtin zu beten kam.

Der Abend kam herbei, die Dunkelheit verbreitete sich in der Kirche, das in eine Trauerkapelle umgestaltete Chor blieb allein erleuchtet.

Dann ging der Mond auf, einer seiner Strahlen fiel durch ein Fenster, und warf sein bleiches Licht in die Kirche.

Alles Geräusch des Lebens erlosch allmählig außerhalb und innerhalb; gegen eilf Uhr hörten die letzten Gebete um die Todte herum auf, und Alles wich vor diesem frommen, den Kirchen, den Klöstern und den Friedhöfen eigenthümlichen Schweigen.

Der monotone und regelmäßige Schrei einer aller Wahrscheinlichkeit nach auf einem der Kirche benachbarten Baume sitzenden Nachteule, fuhr allein fort, in seinen traurigen Zwischenräumen zu erschallen.

Don Bernardo dachte, daß der Moment gekommen wäre, sein Vorhaben auszuführen. Er machte die Thüre des Beichtstuhles auf, in welchem er versteckt war, und streckte den Fuß aus seiner Zufluchtsstätte.

In dem Augenblicke, wo sein Fuß sich auf die Steinplatte der Kirche stellte, begann es Mitternacht zu schlagen.

Er wartete regungslos ab, bis die zwölf Schläge langsam erklungen waren, und sich in gefühllosen Schaudern allmählig verloren hatten, um den Beichtstuhl gänzlich zu verlassen, und auf das Chor zuzuschreiten; er wollte sich überzeugen, daß Niemand mehr bei der Todten wache, und daß Niemand ihn bei der Ausführung seiner Absicht stören würde.

Aber bei dem ersten Schritte, den er auf das Chor zu that, öffnete sich das Gitter des Chores langsam, und eine Nonne erschien.

Don Bernardo stieß einen Schrei aus. Diese Nonne war Anna von Niebla.

Ihr aufgeschlagener Schleier ließ ihr Gesicht offen se-

hen. Ein Kranz weißer Rosen befestigte ihren Schleier auf ihrer Stirn. Sie hielt einen Rosenkranz von Elfenbein in der Hand, der gelb gegen die Hand schien, die ihn hielt.

—Anna! rief der junge Mann aus.

—Don Bernardo! flüsterte die Nonne.

Don Bernardo eilte herbei . . .

—Du hast mich genannt, rief Don Bernardo aus, Du hast mich also erkannt?

—Ja, antwortete die Nonne.

—An der heiligen Quelle?

—An der heiligen Quelle.

Und Don Bernardo umschlang die Nonne mit seinen Armen.

Anna that Nichts, um sich von der liebenden Umschlingung loszumachen.

—Aber, fragte Bernardo, Verzeihung, denn ich werde närrisch vor Freude, närrisch vor Glück, was kömmst Du zu thun?

—Ich wußte, daß Du da wärest!

—Und Du suchtest mich?

—Ja.

—Du weißt also, daß ich Dich liebe? . . .

—Ich weiß es . . .

—Und Du, liebst Du mich?

Die Lippen der Nonne blieben stumm.

—O! Niebla! Niebla! ein Wort, ein einziges. Bei unserer Jugend, bei meiner Liebe, bei Christus, liebst Du mich?

—Ich habe Gelübde abgelegt, flüsterte die Nonne.

—O! was kümmern mich Deine Gelübde, rief Don Bernardo aus, habe ich deren nicht auch abgelegt, und habe ich sie nicht gebrochen!

—Ich bin todt für die Welt, sagte die bleiche Verlobte.

—Wärest Du todt für das Leben, Niebla, ich würde Dich wieder auferwecken.

—Du würdest mich nicht wieder aufleben lassen, sagte Anna, indem sie den Kopf schüttelte. Und ich, Bernardo, ich würde Dich sterben lassen . . .

—Es ist besser, in demselben Grabe zu schlafen, als getrennt zu sterben!

—Was beschließt Du dann, Bernardo?

—Dich zu entführen, Dich mit mir bis an das Ende der Welt zu nehmen, wenn es nothwendig ist, über die Oceane, wenn es sein muß.

—Wann das?

—Auf der Stelle.

—Die Thüren sind verschlossen.

—Du hast Recht, bist Du morgen frei?

—Ich bin immer frei.

—Erwarte mich morgen hier um dieselbe Stunde, ich werde einen Schlüssel zur Kirche haben.

—Ich werde Dich erwarten, aber wirst Du kommen?

—Ah! bei meinem Leben, ich schwöre es Dir. Aber Du, welches ist Dein Schwur, welches ist Dein Pfand?

—Nimm, sagte sie, hier ist mein Rosenkranz.

Und sie knüpfte ihm den Rosenkranz von Elfenbein um den Hals.

Zu gleicher Zeit umarmte Bernardo Anna von Niebla, und drückte sie mit beiden Händen an seine Brust; ihre Lippen begegneten sich und wechselten einen Kuß aus.

Aber, statt glühend wie ein erster Kuß der Liebe zu sein, war die Berührung der Lippen der Nonne eisig, und die Kälte, welche durch die Adern Don Bernardos rollte, erfüllte sein Herz.

—Es ist gut, sagte Anna, und jetzt wird keine menschliche Macht uns mehr trennen können. Auf Wiedersehen, Zuniga.

—Auf Wiedersehen, theure Anna. Auf morgen!

—Auf morgen!

Die Nonne machte sich aus den Armen ihres Geliebten los, entfernte sich langsam von ihm, indem sie dabei den Kopf umwandte, und kehrte in das Chor zurück, das sich hinter ihr wieder verschloß.

Die Arme nach ihr ausgestreckt, aber regungslos auf seinem Platze, ließ sie Bernardo von Zuniga zurückkehren, und erst als er sie hatte verschwinden sehen, dachte er daran, sich zurückzuziehen.

Er stellte vier Bänke neben einander, stellte vier andere Bänke darüber, stellte einen Stuhl auf diese Bänke, und verließ, wie er es im Voraus beschlossen hatte, die Kirche durch das Fenster. Das Gras war hoch und dicht, wie man es gewöhnlich auf den Kirchhöfen findet; er konnte

daher, ohne sich irgend ein Leid zuzufügen, von der Höhe von zwölf Fuß hinabspringen.

Er hatte nicht nöthig, das Porträt Annas von Niebla mitzunehmen, da am folgenden Tage Anna von Niebla selbst ihm angehören würde.

IX.

Der lebendige Todte.

Der Tag begann am Horizonte aufzugehen, als Don Bernardo von Zuniga sein Pferd in dem Wirthshause, wo er es gelassen hatte, wieder abholte.

Eine unbegreifliche Unbehaglichkeit hatte sich seiner bemächtigt, und obgleich in seinen weiten Mantel gehüllt, fühlte er, wie der Frost ihn allmählig überfiel.

Er fragte den Stallknecht, wer der Schlosser des Klosters wäre; man deutete ihm denselben an.

Er wohnte an dem äußersten Ende des Dorfes.

Um sich wieder zu erwärmen, setzte Don Bernardo sein Pferd in scharfen Trab, und nach Verlauf eines Augenblickes hörte er die Hammerschläge auf dem Ambose erschallen, und sah durch die Fenster und durch die offene Thüre die glühenden Funken bis in die Mitte der Straße sprühen.

An der Thür des Schlossers angelangt, stieg er vom Pferde; aber immer mehr von dem Froste überfallen, verwunderte er sich über die automatische Steife seiner Bewegungen.

Der Schlosser war gleichfalls mit aufgehobenem Hammer stehen geblieben, indem er diesen edeln, in seinen Rittermantel des Ordens von Alcantara gehüllten Herrn anblickte, der vor seiner Thüre abstieg, und wie ein gewöhnlicher Kunde zu ihm eintrat.

Als er sah, daß er wirklich mit ihm zu thun hätte, legte der Schlosser seinen Hammer auf den Amboß, nahm seine Mütze ab, und fragte höflich:

—Was steht zu Euren Diensten, gnädiger Herr?

—Du bist der Schlosser des Klosters zur Unbefleckten Empfängniß, erkundigte sich der Ritter.

—Ich bin es, ja, gnädiger Herr, antwortete der Schlosser.

—Du hast die Schlüssel des Klosters?

—Nein, gnädiger Herr, sondern nur die Zeichnungen, damit, wenn einer dieser Schlüssel verloren gehen sollte, ich ihn ersetzen kann.

—Wohlan! ich will den Schlüssel zur Kirche.

—Den Kirchenschlüssel?

—Ja.

—Entschuldigt mich, gnädiger Herr, aber es ist meine Pflicht, Euch zu fragen, was Ihr damit zu thun gedenkt.

—Ich will meine Hunde damit brennen, um sie vor der Wasserscheu zu bewahren.

—Das ist ein Recht des Grundherrn. Seid Ihr der Grundherr des Bodens, auf welchem die Kirche gebaut ist?

—Ich bin Don Bernardo von Zuniga, Sohn Peters von Zuniga, Grafen von Bagnarès, Marquis von Ahamonte. Ich habe den Befehl über Hundert Krieger und bin Ritter von Alcantara, wie Du es an meinem Mantel sehen kannst.

—Das ist nicht möglich, sagte der Schlosser mit einem sichtlichen Ausdrucke des Entsetzens.

—Und warum ist das nicht möglich?

—Weil Ihr lebendig und wirklich lebendig seid, obgleich Ihr Frost zu haben scheint, und Don Bernardo von Zuniga heute Nacht gegen ein Uhr Morgens gestorben ist.

—Und wer hat Dir diese schöne Neuigkeit gesagt? fragte der Ritter.

—Ein Knappe in einem Wammse mit dem Wappen von Bejar, der vor einer Stunde vorüberkam, um in dem Kloster zur Unbefleckten Empfängniß eine Todtenmesse zu bestellen.

Don Bernardo brach in Gelächter aus.

—Nimm, sagte er, hier sind einstweilen zehn Goldstücke für Deinen Schlüssel. Ich werde ihn heute Nachmittag abholen, und Dir noch eben so viel dafür bringen.

Der Schlosser verneigte sich zum Zeichen der Einwilligung; zwanzig Goldstücke, das war mehr, als er in einem Jahre verdiente, und das war wohl der Mühe werth, sich einem Verweise auszusetzen.

Warum sollte er außerdem einen Verweis erhalten? Es war der Gebrauch, die Jagdhunde mit den Kirchenschlüsseln zu brennen, um sie vor der Hundswuth zu bewahren. Ein Ritter, der ihn so freigebiger Weise bezahlte, konnte, wer er auch sein mogte, kein Dieb sein.

Don Bernardo stieg wieder zu Pferde. Er hatte versucht sich in der Schmiede zu erwärmen, aber es hatte ihm nicht gelingen wollen; er hoffte mehr von der Sonne, welche sich hell und warm zu zeigen begann, wie sie es in Spanien bereits im Monat März ist.

Er erreichte die Felder und begann zu galoppiren, aber der Frost überfiel ihn immer mehr, und eisige Schauder überliefen seinen ganzen Körper.

Das war nicht Alles; er schien wie an das Kloster gefesselt, er beschrieb einen Kreis, dessen Mittelpunkt der Kirchthurm bildete.

Indem er gegen eilf Uhr durch einen Wald ritt, sah er einen Schreiner, der Bohlen von Eichenholz zuschnitt; das war eine Arbeit, welche er sehr oft Schreiner hatte verrichten sehen, und dennoch fühlte er sich wie unwillkürlich fortgerissen, diesen Mann zu befragen.

—Was machst Du da? fragte er ihn.

—Ihr seht es wohl, gnädiger Herr, antwortete dieser.

—Nicht doch, da ich Dich frage.

—Nun denn, ich mache einen Sarg.

—Von Eichenholz? Du arbeitest also für einen vornehmen Herrn?

—Er ist für den Ritter Don Bernardo von Zuniga,

Sohn des gnädigen Herrn Peter von Zuniga, Grafen von Bagnarès, Marquis von Ayamonte.

—Der Ritter ist also gestorben?

—Heute Nacht gegen ein Uhr Morgens, antwortete der Schreiner.

—Er ist ein Narr, sagte der Ritter, indem er die Achseln zuckte, und setzte seinen Weg fort.

Als er sich dem Dorfe näherte, in welchem er den Schlüssel bestellt hatte, begegnete er gegen ein Uhr einem Mönche, der auf einem Maulthiere ritt, und dem ein Meßner folgte, welcher zu Fuß ging.

Der Meßner trug ein Krucifix und einen Weihkessel.

Don Bernardo hatte sein Pferd bereits zur Seite gezogen, um den frommen Mann vorüber zu lassen, als er plötzlich, indem er sich eines andern besann, ihm einen Wink mit der Hand gab, daß er ihn zu sprechen wünsche.

Der Mönch hielt.

—Woher kommt Ihr, mein Vater? fragte der Ritter.

—Von dem Schlosse Bejar, gnädiger Herr.

—Von dem Schlosse Bejar! wiederholte Don Bernardo erstaunt.

—Ja.

—Und was habt Ihr auf dem Schlosse Bejar gemacht?

—Ich war dort, um Don Bernardo von Zuniga, der, da er gegen Mitternacht sich dem Tode nahe fühlte, mich hatte rufen lassen, um Absolution für seine Sünden zu erhalten, Beichte zu hören und die letzte Oehlung zu

geben; aber obgleich ich in aller Eile aufgebrochen war, so bin ich dennoch zu spät gekommen.

—Wie! zu spät?

—Ja, bei meiner Ankunft war Don Bernardo von Zuniga bereits gestorben.

—Bereits gestorben! wiederholte der Ritter.

—Ja, und außerdem ohne Beichte gestorben. Möge Gott Erbarmen mit seiner Seele haben!

—Um wie viel Uhr war er gestorben?

—Gegen ein Uhr Nachts, antwortete der Mönch.

—Das ist eine Wette, sagte der Ritter unwillig, diese Leute haben gewettet mich wahnsinnig zu machen.

Und er setzte sein Pferd wieder in Galopp.

Zehn Minuten nachher befand er sich vor der Thüre des Schlossers.

—O! o! sagte der Schlosser, was hat denn Eure Gnaden? Ihr seid sehr bleich.

—Mich friert, sagte Don Bernardo.

—Hier ist Euer Schlüssel.

—Hier ist Dein Gold.

Und er warf ihm die zwölf andern Goldstücke in die Hand.

—Jesus! sagte der Schlosser, wohin steckt Ihr denn Euren Geldbeutel?

—Warum das?

—Euer Gold ist kalt wie Eis. Apropos . . .

—Was gibt es?

—Vergeßt nicht, Euch drei Mal zu bekreuzigen, bevor Ihr Gebrauch von dem Schlüssel macht.

—Warum das?

—Weil, wenn man einen Kirchenschlüssel schmiedet, der Teufel niemals ermangelt, das Feuer anzublasen.

—Es ist gut. Und vergiß Du nicht für die Seele Don Bernardos von Zuniga zu beten, sagte der Ritter, indem er zu lächeln versuchte.

—Mit großem Vergnügen, sagte der Schlosser, aber ich fürchte sehr, daß meine Gebete zu spät kommen, da er gestorben ist.

Obgleich Don Bernardo diese verschiedenen Erzählungen mit ruhiger Miene aufgenommen und diese verschiedenen Antworten mit einem Lächeln angehört hatte, so hatte dennoch das, was er seit dem Morgen gesehen und gehört, nicht unterlassen, auf ihn einen lebhaften Eindruck zu machen, so tapfer er auch sein mogte. Besonders diese Kälte, diese tödtliche Kälte, welche immer mehr zunahm, indem sie selbst das Klopfen seines Herzens, selbst das Mark seiner Knochen erstarrte, vernichtete ihn unwillkürlich. Er stützte seine Füße auf seine Steigbügel, und fühlte die Stütze nicht mehr, auf welcher er stand. Er drückte eine seiner Hände mit der andern, und fühlte den Druck seiner Hand nicht mehr.

Die Abendluft kam herbei, indem sie wie ein Nordwind an seinen Ohren pfiff und durch seinen Mantel und durch seine Kleider drang, wie als ob der eine und die andern nicht dichter gewesen wären, als ein Spinnengewebe.

Als die Nacht angebrochen, ritt er auf den Kirchhof, und band sein Pferd an den Fuß einer Platane. Er so

wenig als sein Pferd halten den ganzen Tag über daran gedacht, etwas zu genießen.

Er legte sich in das hohe Gras, um so viel als möglich dem eisigen Winde zu entgehen, der ihn erstarrte. Kaum aber hatte er den Boden berührt, als es noch weit ärger war. Dieser Boden voll von Atomen des Todes schien eine Marmorplatte.

Allmählig, welche Mühe er sich auch gab, um der Kälte zu widerstehen, versank er in eine Art von Erstarrung, aus welcher er durch das Geräusch erweckt wurde, das zwei Männer machten, die ein Grab gruben.

Er nahm alle seine Kräfte zusammen, und erhob sich auf seinem Ellbogen.

Die beiden Todtengräber, welche einen Mann sahen, der aus einem Grabe hervorzukommen schien, stießen einen Schrei aus.

— O! bei Gott! sagte er zu den Todtengräbern, ich danke Euch, mich geweckt zu haben. Es war Zeit.

— In der That, sagten diese Männer, dankt uns, gnädiger Herr, denn wenn man hier einschläft, so erwacht man selten.

— Und was macht Ihr zu dieser Stunde auf diesem Kirchhofe?

— Ihr seht es wohl.

— Ihr grabt ein Grab?

— Ohne Zweifel.

— Und für wen?

— Für Don Bernardo von Zuniga.

— Für Don Bernardo von Zuniga?

— Ja. Es scheint, daß der würdige Herr in dem Testamente, das er vor vierzehn Tagen oder drei Wochen gemacht hat, verlangt hat, auf dem Kirchhofe des Klosters zur Unbefleckten Empfängniß begraben zu werden, so daß man uns erst heute Abend gesagt hat, uns ans Werk zu machen; jetzt handelt es sich darum, die verlorene Zeit wieder einzubringen.

— Und um wie viel Uhr ist er gestorben?

— In der vergangenen Nacht um ein Uhr Morgens. Da, jetzt wo das Grab fertig ist, mag Herr Don Bernardo kommen, wann es ihm beliebt. Gott befohlen, gnädiger Herr.

— Warte, sagte der Ritter, jede Mühe verdient ihren Lohn; nimm, das ist für Dich und Deinen Kameraden.

Und er warf sieben bis acht Goldstücke auf den Boden, welche die Todtengräber sich aufzuraffen beeilten.

— Heilige Jungfrau! sagte einer der Todtengräber, ich hoffe, daß der Wein, den wir auf Eure Gesundheit trinken werden, nicht eben so kalt sein wird, als Euer Gold, sonst müßte die Seele in dem Leibe erfrieren.

Und sie verließen den Kirchhof.

Es hatte so eben halb zwölf Uhr geschlagen; Don Bernardo ging noch eine halbe Stunde lang spazieren, indem er alle Mühe von der Welt hatte sich aufrecht zu erhalten, so sehr fühlte er sein Blut in seinen Adern gerinnen; endlich schlug es Mitternacht.

Bei dem ersten Schlage der Glocke steckte Don Bernardo den Schlüssel in das Schloß und machte die Thüre auf.

Das Erstaunen des Ritters war groß; die Kirche war erleuchtet, das Chor stand offen, die Pfeiler und die Gewölbe waren schwarz behangen, Tausend Kerzen brannten in der Trauerkapelle.

In Mitte der Kapelle war eine Estrade errichtet, und auf der Estrade lag eine weiß gekleidete Nonne, die auf dem Kopfe einen weißen Schleier trug, der mit einem Kranze von weißen Rosen auf ihrer Stirn befestigt war.

Eine seltsame Ahnung beklomm das Herz des Ritters. Er näherte sich der Estrade, neigte sich über die Leiche, lüftete den Schleier und stieß einen Schrei aus.

Diese Leiche war die Annas von Niebla.

Er wandte sich um, blickte um sich, indem er suchte, wen er befragen könnte, und erblickte den Meßner.

—Was ist das für eine Leiche? fragte er.

—Die Annas von Niebla, antwortete der wackere Mann.

—Seit wann ist sie gestorben?

—Seit Sonntag Morgen.

Don Bernardo fühlte die Kälte noch zunehmen, welche seinen Körper erstarrte, obgleich er es für unmöglich hielt.

Er legte seine Hand auf seine Stirn.

—Gestern um Mitternacht war sie also todt? fragte er.

—Ohne Zweifel.

—Wo war sie gestern um Mitternacht?

—Wo sie heute Nacht um dieselbe Stunde ist; nur war die Kirche nicht behangen, die Kerzen des Katafalks

waren allein angezündet, und das Gitter des Chores war verschlossen.

—Jemand, fuhr der Ritter fort, der gestern um dieselbe Stunde Anna von Niebla hätte zu sich kommen sehen, hätte also einen Schatten gesehen? Jemand, der mit ihr gesprochen hätte, hätte also mit einem Gespenste gesprochen?

—Gott bewahre einen Christen vor einem solchen Unglücke! er hätte wirklich mit einem Gespenste gesprochen, er hätte einen Schatten gesehen.

Don Bernardo wankte.

Er begriff Alles; er hatte sich mit einem Schatten verlobt, er hatte den Kuß eines Gespenstes empfangen.

Deshalb war dieser Kuß so kalt, deshalb rollte ein eisiger Strom durch seinen ganzen Körper.

In diesem Augenblicke fiel ihm die Meldung seines eigenen Todes wieder ein, die ihm von dem Schlosser, von dem Schreiner, von dem Priester und von dem Todtengräber gemacht worden war.

Wie man ihm gesagt hatte, war er um ein Uhr gestorben.

Um ein Uhr hatte er den Kuß Annas von Niebla empfangen.

War er todt oder lebendig?

Fand bereits eine Trennung der Seele von dem Körper statt?

War es seine Seele, welche in der Umgegend des Klosters zur Unbefleckten Empfängniß herumirrte, während sein gestorbener Leib auf dem Schlosse Bejar lag?

Er ließ den Schleier wieder fallen, den er von dem Gesichte der Todten zurückgeschlagen hatte, und stürzte aus der Kirche; der Schwindel hatte ihn ergriffen.

Es schlug ein Uhr.

Mit gesenktem Kopfe, mit beklommenem Herzen, stürzte Don Bernardo auf den Kirchhof, strauchelte an dem offenen Grabe, stand wieder auf, band sein Pferd los, schwang sich auf den Sattel, und sprengte in der Richtung des Schlosses Bejar davon.

Dort allein würde sich für ihn das schreckliche Räthsel lösen, zu wissen, ob er todt sei oder lebendig.

Aber, wie sonderbar! seine Empfindungen waren fast erstorben. Das Pferd, das ihn forttrug, fühlte er kaum zwischen seinen Beinen; der einzige Eindruck, für den er empfänglich war, war die zunehmende Kälte, die ihn wie ein Hauch des Todes überfiel.

Er spornte sein Pferd, das selbst ein gespenstiges Pferd schien. Es schien ihm, als ob seine Mähne sich verlängerte, als ob seine Hufe die Erde nicht mehr berührten, als ob sein Galopp aufgehört hätte, auf dem Boden zu erschallen.

Plötzlich tauchten zu seiner Rechten und zu seiner Linken zwei schwarze Hunde ohne Geräusch, ohne Bellen auf; ihr Augen waren Flammen, ihr Rachen blutroth.

Sie sprengten an der Seite des Pferdes mit flammenden Augen, mit offenem Rachen; sie berührten die Erde nicht mehr als das Pferd; Pferd und Hunde glitten über die Oberfläche des Bodens dahin; sie liefen nicht, sie flogen.

Alle Gegenstände, welche sich zur Seite des Weges befanden, verschwanden vor den Augen des Ritters, wie von einem Orkane davongetragen; endlich erblickte er in der Ferne die Thürme, die Mauern und die Thore des Schlosses Bejar.

Dort mußten alle seine Zweifel gelöst werden; er spornte daher auch sein Pferd an, das die Hunde begleiteten, das die Glocke verfolgte.

Das Schloß seiner Seits schien ihm entgegen zu kommen. Das Thor stand offen, der Ritter sprengte hinein, er überschritt die Schwelle, er befand sich in dem Hofe.

Niemand hatte auf ihn geachtet, und dennoch war der Hof voll von Menschen.

Er sprach, man antwortete ihm nicht; er frug, man sah ihn nicht; er berührte, man fühlte ihn nicht.

In diesem Augenblicke erschien ein Herold auf der Freitreppe.

— Hört, hört, hört, sagte er, die Leiche Don Bernardos von Zuniga wird den durch sein Testament ausgedrückten Wünschen zu Folge auf den Kirchhof des Klosters zur Unbefleckten Empfängniß gebracht werden; mögen die, welche das Recht haben, ihn mit Weihwasser zu besprengen, mir folgen.

Und er trat in das Schloß.

Der Ritter wollte seinen Weg bis ans Ende fortsetzen; er ließ sich von seinem Pferde gleiten, aber er fühlte den Boden nicht mehr unter seinen Füßen, und er sank auf die Knie, indem er sich mit der Hand an die Steigbügel seines Pferdes zu klammern versuchte.

In diesem Augenblicke sprangen die beiden schwarzen Hunde ihm an die Gurgel und erdrosselten ihn.

Er wollte einen Schrei ausstoßen, aber er hatte nicht die Kraft dazu. Kaum vermogte er einen Seufzer auszustoßen.

Die Anwesenden sahen zwei Hunde, welche unter sich zu kämpfen schienen, während ein Pferd wie ein Schatten verschwand.

Sie wollten die Hunde schlagen, aber diese trennten sich nicht eher, als bis sie ihr unsichtbares Werk ausgeführt hatten.

Nun sprengten sie neben einander aus dem Hofe und verschwanden.

An der Stelle, wo sie sich zehn Minuten lang aufgehalten hatten, fand man gestaltlose Ueberreste und unter diesen Ueberresten den Rosenkranz Annas von Niebla.

In diesem Augenblicke erschien von den Pagen und von den Knappen des Schlosses getragen die Leiche Don Bernardos von Zuniga auf der Freitreppe.

Am folgenden Tage wurde er mit großem Prunke auf dem Kirchhofe des Klosters zur Unbefleckten Empfängniß zur Seite seiner Base Anna von Niebla begraben.

Gott möge ihm barmherzig sein!

Ich hatte mein Lesen beendigt, als mein Führer wieder erschien.

Ich ging ihm entgegen.

— Was ist das für ein Manuscript? fragte ich ihn.

— Dieses Manuscript?

Und er betrachtete es.

— Meiner Treue! ich weiß es nicht, sagte er.

— Sie müssen es indessen wissen, denn es ist aus Ihrer Tasche gefallen, als Sie Sich entfernten.

— Wahrhaftig?

— Ja.

— In diesem Falle muß es zu dem Gepäcke eines Gelehrten gehört haben, der vor drei Wochen durch die Sierra gekommen ist.

— Und er ging?

— Wie ich glaube von Malaga nach Sevilla.

— Sie wissen nicht wie er hieß?

— Meiner Treue, nein. Wollen Sie etwas von ihm?

— Ich wünschte ihn um die Erlaubniß zu bitten, diese Sage zu übersetzen.

— Ich gebe sie Ihnen.

— Wie! Sie geben sie mir?

— Ja.

— Mit welchem Rechte?

Der Torero begann zu lachen.

— Als Universalerbe, sagte er.

— Er ist also gestorben?

— Und begraben.

Hierauf, da ich ihn anblickte, wie als ob ich ihn nicht recht verstanden hätte, sagte er:

— Das dritte Kreuz zur Rechten, wenn Sie nach Cordova zurückkehren.

Indem er hierauf plötzlich hinter ein Gebüsch zurücktrat, rief er aus:

— Für Sie, für Sie! den Eber! das Treiben hat begonnen.

X.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Der Rabenfänger.

Als ich eines Morgens im Monat März 1848 aus meinem Schlafzimmer in mein Arbeitskabinet ging, fand ich wie gewöhnlich auf meinem Schreibtische einen Stoß von Zeitungen, und auf diesem Stoße von Zeitungen einen Stoß von Briefen.

Unter diesen Briefen befand sich einer, dessen großes rothes Siegel gleich anfangs meine Blicke auf sich zog. Er hatte durchaus keinen Poststempel und war ganz einfach an Herrn Alexander Dumas in Paris adressirt, was andeutete, daß er von einer dritten Person übergeben war.

Die Handschrift hatte einen fremdartigen Charakter, welcher zwischen der Englischen und der Deutschen Schrift

schwankte; der, welcher sie geschrieben hatte, mußte an das Befehlen gewöhnt sein und eine gewisse Festigkeit des Entschlusses haben, das Ganze war durch Regungen des Herzens und durch Launen der Meinungen gemildert, welche zuweilen aus ihm einen ganz andern Menschen machten, als es den äußern Anschein hatte.

Wenn ich einen Brief von einer unbekannten Handschrift erhalte, und dieser Brief mir von irgend einer angesehenen Person zu kommen scheint, so mache ich mir ziemlich gern im Voraus und nach den unbedeutenden von ihm auf die Aufschrift geschriebenen Zeilen einen Begriff über seinen Rang, seine Gewohnheiten und seinen Charakter.

Als ich meine Betrachtungen angestellt, brach ich den Brief auf, und las folgendes:

„Haag, den 22. Februar 1848.

Mein Herr!

Ich weiß nicht, ob Herr Eugene Vivier, der große Künstler, der uns im Laufe des Winters besucht hat, und dessen Bekanntschaft zu machen ich so glücklich gewesen bin, Ihnen gesagt hat, daß ich einer der fleißigsten Leser Ihrer Werke sei, so zahlreich sie auch sein mögen, denn sagte ich, Fräulein von Belle Isle, Amaury, die drei Mousquetaire, Zwanzig Jahre nachher, Bragelonne und Monte Christo gelesen zu haben, hieße Ihnen ein zu alltägliches Compliment machen.

Es drängte mich daher seit langer Zeit, Ihnen ein

Andenken anzubieten und Sie zu gleicher Zeit mit einem der größten Künstler unserer Nation, Herrn Backhuisen bekannt zu machen.

Erlauben Sie mir daher, mein Herr, Ihnen hierbei vier Zeichnungen dieses Künstlers zu überreichen, welche die hervorstechendsten Scenen Ihres Romans: Die drei Mousquetaire, vorstellen.

Jetzt sage ich Ihnen Lebewohl, und bitte Sie zu glauben, mein Herr, daß ich bin, Ihr wohlgeneigter

Wilhelm, Prinz von Oranien."

Ich gestehe, daß dieser vom 22. Februar 1848, das heißt von dem Tage, an welchem die Pariser Revolution ausbrach, datirte, einen oder zwei nach dem Tage, an welchem man mich unter dem Vorwande hatte umbringen wollen, daß ich ein Freund der Fürsten wäre, empfangene Brief mir ein großes Vergnügen machte.

In der That, für den Dichter ist das Ausland die Nachwelt; frei von unserem kleinlichen literarischen Hasse, von unserer kleinlichen künstlerischen Eifersucht, richtet das Ausland, wie die Zukunft den Mann nach seinen Werken, und der Kranz, der über die Grenze kömmt, ist von denselben Blumen geflochten, welche man auf ein Grab niederlegt.

Die Neugierde siegte indessen über die Dankbarkeit. Ich begann damit, die Mappe zu öffnen, welche auf eine Ecke meines Schreibtisches gelegt war, und fand darin in der That vier allerliebste Zeichnungen, von denen die eine die Ankunft d'Artagnans und seines gelben Pferdes in

Meuny vorstellte, die andere den Ball, auf welchem Mylady die Diamantnesteln von den Wammse Buckinghams abschneidet. Die dritte die Bastion Saint Gervais, die vierte den Tod Myladys.

Hierauf schrieb ich an den Prinzen, um ihm zu danken.

Uebrigens kannte ich den Prinzen seit langer Zeit als einen Künstler; ich wußte, daß er ein ausgezeichneter Componist wäre, und zwei andere Prinzen, die sich auf Menschen und auf Künste verstehen, hatten mit mir oft von ihm gesprochen, der Herzog von Orleans und der Prinz Hieronymus Napoleon.

Man weiß, daß der Herzog von Orleans vortrefflich in Kupfer stach. Ich habe aus seinen Händen hervorgegangene Probedrucke, welche Muster von Kupferstichen in geätzter und in Tusch=Manier sind.

Was den Prinzen Napoleon anbelangt, so habe ich von ihm, was er wahrscheinlicher Weise vergessen hat, republikanische Verse, welche ihm auf dem Gymnasium in Stuttgart eine derbe Strafpredigt zugezogen hatten, und die mir im Jahre 1839 oder 1840 von der schönen Prinzessin Mathilde in Florenz geschenkt wurden.

Ich hatte besonders von der Prinzessin von Oranien als von einer jener erhabenen Frauen sprechen hören, welche, wenn sie sich nicht Elisabeth oder Christine nennen, sich Frau von Sévigné oder Frau von Staël nennen.

Es geht daraus hervor, daß, als der Prinz von Oranien berufen war, seinem Vater auf dem Throne von Holland zu folgen, natürlicher Weise der Gedanke in mir

aufstieg, die Reise nach Amsterdam zu machen, um der Krönung des neuen Königs beizuwohnen, um dem ehemaligen Prinzen von Oranien meinen Dank zu bezeigen.

Ich brach daher am letzten 9. Mai auf.

Am 10. meldeten die Zeitungen, daß ich mich nach Amsterdam begäbe, um eine Beschreibung der Krönungsfestlichkeiten zu schreiben.

Man hatte dasselbe gemeldet, als ich am 2. October 1846 nach Madrid reiste.

Ich bitte die Zeitungen, welche so gütig sein wollen, sich mit mir zu beschäftigen, um Verzeihung; aber wenn ich auf die Hochzeiten von Fürsten gehe, so gehe ich zu ihnen als Miteingeladener und nicht als Geschichtsschreiber.

Dieses festgestellt, komme ich wieder auf meine Abreise zurück.

Außer dem Vergnügen der Ortsveränderung, außer dem Bedürfnisse, von Zeit zu Zeit eine andere Luft einzuathmen, als die, welche man gewöhnlich einathmet, war mir eine herrliche Ueberraschung vorbehalten.

Als ich aus dem Wartesaale unter die Halle der Eisenbahn gehen wollte, fühlte ich, daß man mich an dem Schooße meines Ueberrockes zog.

— Wo wollen Sie denn hin? fragte mich der, welcher mit Hilfe der bemerkten Geberde meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte.

Ich stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus.

— Und Sie?

— Nach Holland.

— Und ich auch. — Die Krönung zu sehen?

— Ja.

— Und ich auch. — Sind Sie direct eingeladen?

— Nein; aber ich weiß, daß der König ein Künstler ist, und da es seit dem Tode des Herzogs von Orleans nicht viele Fürsten gibt, die Künstler sind, so will ich diesen krönen sehen.

Mein Reisegefährte war Biard.

Die, welche den Constitutionell in diesem Augenblicke halten und ihre Zeit damit verlieren, meine Aufsätze zu lesen, kennen Biard dem Namen nach, wenn sie ihn nicht persönlich kennen. Biard ist, wie man weiß, der geistreiche Pinsel, welcher die Revue der Nationalgarde in einem Dorfe, die Taufe des Ostindienfahrers, die vertheilten Ehrenbezeugungen gefertigt hat. Er ist der poetische Pinsel, der uns am Fuße eines Eisberges, welcher kracht und sich spaltet, jene beiden Lappländer gezeigt hat, welche jeder in einer Pirogue vorüberkommen, und die sich im Vorüberkommen umarmen; er ist endlich der Maler aller dieser reizenden weiblichen Porträts voll Zauber und Licht, die man auf der letzten Ausstellung und auch auf der gegenwärtigen hat sehen können; aber er ist besonders und mehr noch als Alles das, denn ich habe die schlechte Gewohnheit, den Menschen vor den Künstler zu stellen, ein liebenswürdiger Mann, ein unermüdlicher Erzähler, ein Wanderer im Süden, wie im Norden, ein wohlwollender Freund, ein Kunstgenosse ohne Eifersucht, der sich vergißt, wenn er von Andern spricht; er ist endlich ein Reisegefährte, wie ich jedem meiner Leser einen wünsche, wenn sie eine Reise

um die Welt machen, und wie ich entzückt war einen zu finden, der mit mir nach Holland ging.

Es war ein bis zwei Jahre her, daß wir uns nicht gesehen hatten. Welch seltsames Leben das unsrige ist, man liebt sich, wenn man sich begegnet, man ist glücklich, sich zu sehen, man bringt Stunden, Tage, eine Woche ganz vergnügt über dieses Zusammenleben zu, das der Zufall veranlaßt hat; man kehrt in denselben Wagen zurück, man läßt sich durch denselben Fiaker nach Haus fahren, man drückt sich die Hand, indem man sich auf die ernsteste Weise von der Welt sagt: — Ah! es ist albern, uns nicht zu sehen, besuchen wir uns doch ein wenig, — und man sieht sich nicht wieder.

Denn jeder kehrt in sein Leben zurück, macht sich wieder an sein Werk, baut seinen Ameisenhaufen oder seine Riesengebäude, denen die Nachwelt allein ihre wahre Höhe, die Zeit ihre wahre Dauer anweisen wird.

Diese, auf der Straße von Brüssel zwischen Viard und meinem Sohne zugebrachte Nacht war eine angenehme Nacht; es befanden sich noch fünf bis sechs andere Personen mit uns in derselben Diligence; haben Sie etwas von dem verstanden, was wir gesagt haben? Ich zweifle daran; waren wir nach Verlauf von fünfzig Meilen des Weges und von fünf bis sechs Stunden der Reise für sie noch vernünftige Leute oder Einfaltspinsel? Ich weiß es nicht; unser Witz ist so sonderbar! er springt so rasch von den Höhen der Philosophie in die niederen Regionen des Wortspieles herab! er hat ein so eigenthümliches, so persönliches, so excentrisches Gepräge! Er gehört dermaßen

einer Kaste an, daß es gewissermaßen einer langen Einweihung in diesen Witz bedarf, um ihn zu verstehen!

Da man aber Alles müde wird, selbst zu lachen, so erschöpfte sich das Gespräch gegen zwei Uhr; gegen drei Uhr schliefen wir ein; gegen fünf Uhr weckte man uns, um unsere Koffer zu visitiren; endlich kamen wir gegen acht Uhr in Brüssel an.

In Brüssel war Alles vollkommen ruhig, und wenn man dort nicht so viel Schlechtes über Frankreich in französischer Sprache hätte sagen hören, so hätte man dort vergessen können, daß es ein Frankreich gäbe.

Wir waren in die volle Monarchie zurückgekehrt.

Was Belgien für ein sonderbares Land ist, ein Land, das seinen König behält, weil sein König immer bereit ist fortzugehen.

Freilich ist König Leopold I. ein Mann von außerordentlichem Verstande.

Bei jeder Revolution, welche in Frankreich vor sich geht, oder bei jedem Aufstande, der in Brüssel entsteht, eilt er auf seinen Balkon, nimmt den Hut in die Hand und macht ein Zeichen, daß er sprechen will.

Man hört.

— Meine Kinder, sagt er, Ihr wißt, daß man mich wider meinen Willen zum König gemacht hat. Ich hatte keine Lust, es zu sein, bevor ich es gewesen war, und seitdem ich es bin, wünsche ich es nicht mehr zu sein; wenn Ihr es also wie ich meint, und wenn Ihr genug an dem Königthume habt, so gebt mir eine Stunde, ich verlange nicht mehr von Euch; in einer Stunde werde ich außer-

halb des Reiches sein; ich habe die Eisenbahnen nur dazu ermuthigt. Nur, seid vernünftig, zerbrecht Nichts, Ihr seht, daß es unnöthig wäre.

Worauf das Volk antwortet:

— Wir wollen nicht, daß Sie gehen. Wir haben das Bedürfniß, ein wenig Lärm zu machen, sonst Nichts; wir haben ihn gewählt, wir sind zufrieden. Es lebe der König!

Worauf der König und das Volk mehr als jemals mit einander zufrieden sich trennen.

Auf der ganzen Reise hatte Biard zu mir gesagt: Seien Sie unbesorgt, bei unserer Ankunft in Brüssel werde ich Sie wohin führen, um Etwas zu sehen, was Sie nicht gesehen haben.

Und bei jedem Male, wo er mir dieses Versprechen machte, zuckte ich in meinem Stolze die Achseln.

Ich bin vielleicht zehn Male in Brüssel gewesen. Bei diesen zehn Reisen hatte ich den Park, den botanischen Garten, den Palast des Prinzen von Oranien, die Kirche der heiligen Gudula, den Boulevard von Waterloo, die Läden von Meline und von Cans, den Palast des Fürsten von Ligne gesehen, was konnte mir noch zu sehen übrig bleiben?

Kaum waren wir daher angekommen, als ich zu Biard sagte:

— Gehen wir, das zu sehen, was ich noch nicht gesehen habe.

— Kommen Sie, antwortete er mir lakonischer Weise.

Und Biard, Alexander und ich brachen auf.

Unser Führer führte uns geraden Weges nach einem ziemlich schönen, in der Umgegend der Kathedrale gelegenem Hause, blieb vor einem Thorwege stehen, und schellte ohne Zögern.

Ein Bedienter kam herbei und öffnete.

Sein Anblick überraschte mich gleich anfangs. Seine Fingerspitzen waren voll Blut, seine Weste und sein Beinkleid waren buchstäblich mit Federn oder vielmehr mit Flaum bedeckt, welche dem Balge von allen Arten von Vögeln angehörten.

Außerdem hatte er eine sonderbare Bewegung des Kopfes, eine halbkreisförmige Bewegung, gleich der des Wendehalses.

—Mein Freund, sagte Biard, wollen Sie die Güte haben, Ihrem Herrn zu melden, daß Fremde, welche durch Brüssel kommen, seine Sammlung zu besuchen wünschen?

—Mein Herr, antwortete der Bediente, mein Herr ist abwesend, aber ich bin in seiner Abwesenheit beauftragt, die Ehren seines Kabinettes zu machen.

—Ah! den Teufel, äußerte Biard.

Indem er sich hierauf nach mir umwandte, sagte er:

—Das wird weniger sehenswerth sein, aber gleichviel, gehen wir immerhin.

Der Bediente wartete, wir machten ihm ein Zeichen mit dem Kopfe und er ging uns voraus.

—Sehen Sie ihn gehen, sagte Biard zu mir, das ist schon eine Merkwürdigkeit.

In der That, der wackere Mann, welcher uns führte, hatte nicht den Gang eines Menschen, sondern den eines

Vogels, und der Vogel, welchem er am meisten seinen Gang entliehen zu haben schien, war die Elster.

Wir gingen zuerst über einen viereckigen, mit einer Katze und zwei oder drei Störchen bevölkerten Hof. Die Katze schien mißtrauisch; die Störche schienen im Gegentheile, regungslos auf ihren langen rothen Beinen, voll Vertrauen.

Während der ganzen Zeit, das er über den Hof ging, bemerkte ich nichts Außergewöhnliches an dem Gange unseres Führers, als etwa dieses Drehen des Kopfes, das ich angedeutet habe, und eine ernste Haltung, welche seine Art und Weise, ein Bein vor das andere zu stellen, ihm verlieh.

In der That, er ging, wie ich gesagt habe, nach der Weise der Elstern, wenn die Elstern ernst gehen.

Wir kamen in den Garten.

Der Garten war eine Art botanischer Garten, viereckig wie der Hof, aber weit größer, mit einer Menge von mit Zetteln versehener Blumen und in eine Menge von durch Gänge von einander getrennter Rabatten eingetheilt, so daß man die Rabatten leicht säubern konnte.

Kaum in dem Garten angelangt, änderte sich der Gang unseres Führers.

Von dem ernsten Gange ging er zu dem Hüpfen über.

Auf drei bis vier Schritte Entfernung erblickte er ein Insect, eine Raupe, einen Käfer; sogleich machte er mit einer Bewegung der Hüften, die Nichts zu schildern vermag, mit gleichen Füßen zwei bis drei kleine Sprünge

voran, dann einen Sprung zur Seite, fiel auf einen Fuß zurück, bückte sich zu gleicher Zeit, faßte das Thier, ohne es jemals zu fehlen, zwischen dem Daumen und den Zeigefinger, warf es in den Gang, und fiel mit der ganzen Last seines Körpers mit dem Fuße darauf, den er in der Luft hielt.

Auf diese Weise war keine Sekunde zwischen der Entdeckung, der Verhaftung und der Hinrichtung des Thieres verloren.

Sobald die Hinrichtung beendigt, befand er sich wieder durch einen kleinen Seitensprung in derselben Allee, als wir.

Dann, bei dem ersten Erblicken eines Thieres begann er von Neuem dieselbe Verrichtung, aber das, ich wiederhole es, so rasch, daß wir ohne uns aufzuhalten, unseren Weg nach einem Pavillon fortsetzen konnten, welcher die erste Nummer der Ausstellung schien.

Die Thür stand weit offen.

Der viereckig gebaute Pavillon war voller Gefächer.

Auf den ersten Blick schien es mir, als ob diese Gefächer voll Sämereien wären; ich glaubte bei irgend einem gelehrten Gärtner zu sein, und ich erwartete interessante Spielarten von Erbsen, Bohnen, Linsen und Wicken zu sehen; aber indem ich mich näherte und aufmerksam hinblickte, bemerkte ich, daß das, was ich für dürre Gemüse hielt, ganz einfach Augen von Vögeln waren: Augen von Adlern, von Geiern, von Papageien, von Falken, von Raben, von Elstern, von Staaren, von Drosseln, von Fin-

ken, von Sperlingen, von Meisen, kurz, Augen von allen Arten.

Man hätte es für Schrot von allen Nummern, von der größten bis zum feinsten Vogeldunste halten können.

Nur hatten alle diese Augen, Dank einer ohne Zweifel von dem Eigenthümer der Anstalt erfundenen chemischen Zubereitung ihre Farbe, ihre Festigkeit, und ich mögte fast sagen ihren Ausdruck behalten.

Nur hatten diese Augen, aus ihren Höhlen gerissen und ihrer Augenlider beraubt, einen grimmigen und drohenden Ausdruck angenommen.

Ueber jedem Gefache deutete ein Zettel an, welchem Vogel diese Augen angehörten.

— O! Coppelius, Doctor Coppelius! phantastisches Kind Hoffmans, wenn Du, der Du immer Augen, schöne Augen verlangtest, wenn Du nach Brüssel gekommen wärest, wie Du dort das gefunden hättest, was Du mit so vieler Beharrlichkeit für Deine Tochter Olympia suchtest!

— Meine Herren, sagte unser Führer zu uns, als er glaubte, daß wir diese erste Sammlung hinlänglich betrachtet hätten, wollen Sie in die Galerie der Raben gehen?

Wir verneigten uns zum Zeichen der Zustimmung, und folgten unserem Führer, der uns in die Galerie der Raben führte.

Niemals hat eine Galerie ihre Benennung mehr gerechtfertigt. Denke man sich einen langen, zehn Fuß breiten und zwölf Fuß hohen Gang, der durch auf einen Garten gehende Fenster erleuchtet und ganz mit auf den Rü-

cken genagelten Raben mit ausgebreiteten Flügeln, gestreckten Pfoten und Halse bedeckt war.

Diese Raben bildeten längs der Wand die phantastischsten Rosetten, die seltsamsten Zeichnungen.

Die einen, indem sie in Staub zerfielen, die andern in allen Graden der Verwesung; die einen frisch, die andern endlich zappelnd und schreiend.

Es konnten acht bis zehn Tausend dort sein.

Ich wandte mich voller Dankbarkeit nach Biard um; ich hatte in der That niemals etwas Aehnliches gesehen.

—Und, fragte ich den Bedienten, Ihr Herr ist es, der sich die Mühe gibt, alle diese kabalistischen Figuren an die Wand zu zeichnen?

—O! ja, mein Herr, Niemand als er legt die Hand an seine Raben. Ah! er würde schön zufrieden sein, wenn man sie anrührte.

—Aber er hat also durch ganz Belgien Rabenlieferanten?

—Nein, mein Herr, er fängt sie selbst.

—Wie! er fängt sie selbst! und wo das?

—Dort, auf dem Dache.

Und er zeigte mir ein Dach, auf welchem ich wirklich eine Art von Vorrichtung sah, deren sinnreichen Mechanismus ich nicht unterscheiden konnte.

Ich bin ein großer Vogeljäger, obgleich ich die Liebe zur Ornithologie nicht bis zur Sucht treibe, wie es unser würdiger Brüsseler that. Ich hatte in meiner Jugend die Vogelpfeife und den Meisenkasten viel angewandt; diese Vorrichtung begann daher mich zu interessiren.

— Aber, sagte ich zu dem Bedienten, lassen Sie hören, sagen Sie mir ein wenig, wie Ihr Herr es anfängt. Der Rabe ist einer der schlauesten, der listigsten, der mißtrauischsten Vögel, welche es auf der Welt gibt.

— Ja, mein Herr, gegen die alten Mittel, gegen das Gewehr, gegen die Krähenaugen, gegen die Vogelleimtrichter, aber nicht gegen die Baßgeige.

— Wie! nicht gegen die Baßgeige?

— Ohne Zweifel, mein Herr, der Rabe kann gegen einen Menschen mißtrauisch sein, der ein Gewehr hält, und selbst gegen einen Menschen, der Nichts hält; wie soll er aber gegen einen Menschen mißtrauisch sein, der die Baßgeige spielt?

— Ihr Herr lockt also wie Orpheus die Raben herbei, indem er die Baßgeige spielt?

— Das sage ich gerade nicht.

— Was sagen Sie denn?

— Sehen Sie, ich will Ihnen die Sache erklären; mein Herr hat einen Verräther.

— Einen Verräther!

— Ja, einen gezähmten Raben. Sehen Sie, diesen alten Spitzbuben, der dort in dem Garten spazieren geht. Und er zeigte uns einen Raben, der in den Gängen herumhüpfte. Es war ein vor Alter fast weißer Rabe.

— Er steht um vier Uhr Morgens auf.

— Der Rabe?

— Nein, mein Herr. — Ah! ja doch, der Rabe; schläft er etwa, am Tage wie bei Nacht hat er die Augen immer offen. — Er brütet über das Böse. — Ich

glaube, daß es kein wahrer Rabe ist, — sondern ein Teufel. — Mein Herr steht also um vier Uhr Morgens, vor Tagesanbruche auf; — er geht im Schlafrocke hinunter; — er setzt seinen alten Spitzbuben von Raben mitten in das Netz, das Sie dort oben auf dem Dache an dem andern Ende des Gartens sehen; er bindet die Schnur, welche mit dem Netze in Verbindung steht, an seinen Fuß, nimmt seine Baßgeige und beginnt zu spielen: Ein glühendes Fieber. — Sein Rabe schreit; die Raben von der Kirche der heiligen Gudula hören das, sie kommen hinab, sie sehen einen Kameraden, der weißen Käse verspeist, einen Herrn, der die Baßgeige spielt. — Diese Thiere denken sich Nichts, wie Sie wohl begreifen werden. Sie fliegen zu dem Verräther hinab, je mehr hinab fliegen, desto mehr macht mein Herr mit seinem Bogen Ron Ron Ron. — Dann plötzlich, pauf! zieht er den Fuß, krak! das Netz schließt sich und die Einfältigen sind gefangen. — So ist es.

— Und Ihr Herr nagelt sie dann an?

— O! sehen Sie, dann ist mein Herr kein Mensch mehr, er ist ein Tiger, er läßt seine Baßgeige los, bindet seine Schnur ab, eilt nach der Mauer, klettert die Leiter hinauf, nimmt die Raben, springt auf den Boden, stopft seinen Mund voller Nägel, packt einen Hammer, und paff! paff! paff! da ist ein Rabe gekreuzigt; vergebens schreit er qua! qua! Ah! ja doch, das reizt meinen Herrn noch mehr. Außerdem sehen Sie wohl.

— Ist es lange her, daß Ihr Herr von dieser Krankheit befallen ist?

— O! mein Herr, seit jetzt zehn Jahren! es ist sein Leben; wenn dieser Mann drei Tage zubrächte, ohne Raben zu fangen, so würde er davon krank werden; wenn er acht Tage zubrächte, so würde er daran sterben. Wollen Sie jetzt die Galerie der Meisen sehen?

— Mit Vergnügen.

Diese Tapete von gefiederten Leichen, diese mit stinkenden Ausdünstungen erfüllte Luft, diese krampfhaften Bewegungen und das Geschrei der sterbenden Raben, alles das erregte mir Ekel. Wir gingen von Neuem durch den Garten, und jetzt bemerkte ich, indem ich den alten Raben mit einem Auge, und den Bedienten mit dem andern anblickte, die Aehnlichkeit ihrer Bewegungen in der Aufsuchung und in der Bestrafung der Insecten. Es war augenscheinlich, daß der Rabe den Bedienten oder der Bediente den Raben nachgeahmt hatte.

Was mich anbetrifft, so hatte ich, da es allgemein bekannt war, daß der Rabe Hundert und zwanzig Jahre alt wäre, und der Bediente nur vierzig alt war, den Bedienten in Verdacht, der Nachahmer zu sein.

Wir kamen in die Galerie der Meisen; es war ein kleiner, an der andern Ecke des Gartens befindlicher Pavillon, der ganz mit Flügeln und Köpfen von Sperlingen bedeckt war, die mit Flügeln, Köpfen und Schwänzen von Meisen ausgeschmückt waren.

Man stelle sich eine große graue Tapete mit gelben und blauen Zeichnungen vor.

Diese Zeichnungen stellten Räder, Rosetten, Sterne, Arabesken, kurz alle die Phantasien vor, welche eine kranke

Einbildungskraft mit Körpern, Pfoten und Schnäbeln von Vögeln zeichnen kann.

In den Zwischenräumen der Zeichnungen befanden sich an die Wand genagelte Katzenköpfe mit offenem Rachen, gerunzeltem Gesicht, funkelnden Augen; über diesen Katzenköpfen befanden sich Katzenpfoten, welche wie die Knochen gekreuzt waren, deren traurige Verzierung gewöhnlich die Todtenköpfe begleitet.

Ueber diesen Köpfen selbst befanden sich in folgenden Ausdrücken abgefaßte Inschriften:

Misouf, am 10. Januar 1846 zur Todesstrafe verurtheilt, weil er zwei Distelfinken und eine Meise beschädigt hatte.

Der Doctor, am 7. Juli 1847 zur Todesstrafe verurtheilt, weil er eine Bratwurst von dem Rost gestohlen hat.

Blücher, am 10. Juni 1848 zur Todesstrafe verurtheilt, weil er aus einem Napfe Milch getrunken hat, die für mein Frühstück bestimmt war.

— Ah! ah! äußerte ich, es scheint, daß Ihr Herr sich wie unsere Ritter des Mittelalters das Recht der hohen und niederen Gerichtsbarkeit anmaßt.

— Ja, mein Herr, wie Sie sehen, und er wendet es ohne Appellation an; er sagt, daß wenn es jeder, wie er machte, und die Plünderer, die Räuber und die Mörder vernichtete, bald nur noch sanfte und gutthätige Thiere auf Erden bleiben würden, und daß dann die Menschen, indem sie nur gute Beispiele hätten, dadurch besser werden würden.

Ich verneigte mich vor diesem Grundsatze; ich achte die Sammler, ohne sie zu begreifen; ich habe in Gent einen Liebhaber besucht, welcher Knöpfe sammelte; nun denn, die Sache schien auf den ersten Blick lächerlich und wurde am Ende interessant; er hatte seine Knöpfe in Klassen seit dem IX. Jahrhunderte bis auf unsere Zeit eingetheilt. Die Sammlung begann mit einem Knopfe von dem Rocke Karls des Großen und endigte mit einem Knopfe von der Uniform Napoleons; es befanden sich darin Knöpfe von allen Regimentern, welche es in Frankreich gegeben hatte, von den Freischützen Karls VII. bis zu den Scharfschützen von Vincennes; es gab darunter welche von Holz, von Blei, von Kupfer, von Zinn, von Silber, von Gold, von Rubinen, von Smaragden und von Diamanten; seine Sammlung ward dem materiellen Werthe nach auf Hundert Tausend Franken geschätzt, sie hatte ihm vielleicht drei Mal Hundert Tausend Franken gekostet.

Ich habe in London einen Engländer gekannt, welcher Stricke von Gefangenen sammelte; er hatte einen Theil des Erdballes bereist, und hatte in dem andern Correspondenten; durch sich und durch seine Correspondenten hatte er sich mit den Scharfrichtern der vier Welttheile in Verbindung gesetzt. Sobald ein Mensch in Europa, in Asien, in Afrika und in Amerika gehängt wurde, so schnitt der Scharfrichter ein Stück von dem Stricke ab, und sandte es mit einer Beglaubigungsurkunde unserem Sammler, welcher dagegen den Preis seiner Sendung zurücksandte; es befand sich unter diesen Stricken einer, welcher ihm Hundert Pfund Sterling gekostet hatte; freilich

hatte er die Ehre gehabt Selim III. zu erdrosseln, eine Erdrosselung, an welcher, wie Jedermann weiß, die Englische Politik nicht gänzlich fremd gewesen war.

Ich hatte so eben die Grabschrift Meister Blüchers, des Milchtrinkers, abgeschrieben, als es halb zehn Uhr auf der Kirche der heiligen Gudula schlug; wir hatten nur noch eine halbe Stunde, um die Antwerpener Eisenbahn zu erreichen, ich fügte meine Gabe der hinzu, welche Biard bereits beim Eintritte gegeben hatte, und wir verließen eiligst diese Todtenstadt.

Unser Führer begleitete uns voll Dankbarkeit hüpfend bis an die Thür und folgte uns mit den Augen bis an die Ecke der Straße, indem er dabei immer den Hals drehte.

Wir gelangten in den Bahnhof, als die Dampfmaschine ihren Schrei zum Aufbruche ausstieß.

XI.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Waffeln und Essiggurken.

Wir kamen um eilf Uhr nach Antwerpen. Um das Schiff nicht zu verfehlen, das um zwölf Uhr abfuhr, gingen wir auf den Kai, dem Schiffe selbst gegenüber zu frühstücken. Um Mittag befanden wir uns am Bord. Um zwölf Uhr fünf Minuten fuhren wir, begleitet von einem hübschen kleinen feinen Regen ab, welcher, wie ich glaube, Antwerpen eigenthümlich ist, weil ich ihn bei jeder der Reisen, welche ich nach dieser Stadt gemacht, beständig wieder gefunden habe.

Viard war nicht ohne Besorgniß über die Art und Weise, wie wir in Rotterdam, im Haag und in Amsterdam logiren würden, da eine Feierlichkeit, wie die, welcher

wir beizuwohnen im Begriffe standen, einen großen Zusammenfluß von Reisenden herbeiführen mußte.

Aber ich bin ein Mann der Vorsichtsmaßregeln. Welches ist außerdem die Stadt, in der ich nicht irgend Jemand kenne?

Im Jahre 1840 fuhr ich die Rhone hinab. Um vier Uhr Morgens in Lyon eingeschifft, war ich gegen eilf bis zwölf Uhr auf dem Verdecke im Schatten des Zeltes eingeschlafen, indem mich die frische Luft liebkosete, welche über die Oberfläche der Flüsse streift.

Dieser Schlummer war etwas so angenehmes, daß ich, zwei oder drei Male durch irgend einen Zufall halbgeweckt, die Augen nicht hatte aufschlagen wollen, aus Furcht, gänzlich zu erwachen. Ich war also regungslos geblieben, indem die Erkenntniß des Aeußeren über diesem Unbestimmten schwebte, das die Dämmerung des Schlafes begleitet, als ich, aus meiner seligen Träumerei durch einen dritten oder vierten Stoß erweckt, so zu sagen in das Halbdunkel meines Verstandes einige in französischer Sprache, von Frauenstimmen mit einem leichten englischen Accente ausgesprochene Worte dringen fühlte.

Ich schlug ganz langsam die Augen wieder auf, und indem ich vorsichtig um mich blickte, erkannte ich zwischen meinen drei Viertel geschlossenen Augenlidern eine Gruppe, welche aus zwei jungen Frauen von achtzehn bis zwanzig Jahren, einem jungen Manne von sechs und zwanzig bis acht und zwanzig Jahren und einem Manne von vier und dreißig bis sechs und dreißig bestand.

Die beiden Frauen waren liebenswürdig, nicht allein

durch ihre eigene Schönheit, sondern auch noch durch diese ungekünstelte und fast nachlässige, den Engländerinnen ganz eigenthümliche Anmuth.

Die beiden Männer waren von ausgezeichnetem Anstande.

Es fand ein Wortwechsel in der Gruppe statt.

Der Wortwechsel drehte sich um die einzuschlagende Reiseroute; sollte man in Avignon einkehren, sollte man bis nach Arles fahren?

Das war sehr wichtig und besonders sehr in Verlegenheit setzend für Fremde, welche keinen andern Führer, als Reichard hatten.

— Jemand, warf eine der beiden Frauen hin, der die Reise über Arles und über Avignon gemacht hat, müßte so gefällig sein uns Auskunft zu geben.

Dieser Wunsch schien an mich gerichtet zu sein, ich hatte die Reise von Lyon nach Marseille auf der Rhone und durch jede dieser beiden Städte drei bis vier Male gemacht. Ich glaubte, daß der Moment gekommen wäre, mich vorzustellen, und daß der Dienst, den ich der reisenden Gesellschaft zu erzeigen im Begriffe stand, mir meine Kühnheit verzeihen lassen würde.

Ich schlug die Augen gänzlich auf, und indem ich mich halb verneigte, sagte ich:

— Wenn diese Herren dem Verfasser der Reiseeindrücke erlauben wollen, Sie über diese wichtige Frage aufzuklären, so würde ich den Damen sagen, daß es besser ist über Arles, als über Avignon zu gehen.

Die beiden jungen Frauen errötheten; die beiden Män-

ner wandten sich mit dem Lächeln der Höflichkeit nach mir um. Es war augenscheinlich, daß sie mich kannten, bevor ich sie anredete, und daß man ihnen während meines Schlummers gesagt hatte, wer ich wäre.

—Und warum das, wenn es Ihnen gefällig ist? fragte mich der ältere der beiden Reisenden.

—Zuvörderst, weil Sie, wenn Sie über Arles gehen, Arles sehen werden, was wohl der Mühe werth ist, gesehen zu werden. Dann werden sie von Arles nach Marseille einen Weg ohne Staub und außerordentlich merkwürdig dadurch haben, daß er auf der einen Seite an der Camargue hinführt, das heißt, das ehemalige Lager des Marius, und auf der andern an der Crau.

—Aber wir müssen übermorgen in Marseille sein.

—Wir werden dort sein.

—Wir fahren mit dem Schiffe von Livorno.

—Ich fahre mit demselben Schiffe.

—Wir wollen für den Johannistag in Florenz sein.

—Ich werde dort um diese Zeit erwartet.

—Wie werden wir von Arles nach Marseille gehen?

—Ich habe meinen Reisewagen auf dem Schiffe. Wir sind zu fünf, es haben sechs darin Platz; wir werden Postpferde nehmen. Wir werden jeder zu den Reisekosten beitragen, und auf der ganzen Reise werde ich Ihr Cicerone sein.

Unsere beiden Reisenden wandten sich nach den beiden jungen Frauen um, welche mit dem Kopfe ein fast unmerkliches Zeichen gaben; die Sache war beschlossen.

Man war in der doppelten Ehe noch in den Flitter-

wochen, und, wie man weiß, hat die Frau während der Flitterwochen das Recht der Entscheidung.

Wir machten eine herrliche Reise. In Arles besuchten wir die Ruinen des Amphitheaters und kauften Würste. In Marseille wurden wir von Mery empfangen und aßen bei Courty. Endlich sahen wir in Florenz die Wettrennen zu Wagen bei Herrn Finzi und die Illuminationen des Arno bei dem Fürsten Corsini.

Endlich mußten wir uns trennen. Ich blieb in Florenz, und meine Reisegefährten wollten ganz Italien durchwandern. Wir machten uns viele Versprechungen, uns wiederzusehen. Wir wechselten unsere Adressen für den Fall aus, wo diese Herren nach Paris kommen, oder ich nach Holland gehen würde.

Von Seite der Reisenden waren die Karten: die eine die des Herrn Jacobson in Rotterdam, die andere die des Herrn Wittering in Amsterdam.

Gegen die Gewohnheiten dieser Arten von Versprechungen wurden sie gehalten, selbst mehr als gehalten, denn Herr Jacobson ist aus einem Reisegefährten mein Freund geworden, und hat mir bei einem Umstande einen Dienst erwiesen, den gar viele Freunde nicht erweisen würden.

In dem Augenblicke, wo ich nach Holland abreiste, hatte ich daher an Herrn Jacobson in Rotterdam geschrieben, indem ich ihm meine Ankunft meldete.

Das versicherte mir zuvörderst bei ihm, und nachher bei Herrn Wittering eine königliche Gastfreundschaft.

In der That, Herr Jacobson ist nicht allein ein Rei-

sender voll Verstand, ein Banquier voll Ehre, sondern auch noch ein ganz künstlerisches Herz.

Er ist es, der uns unsere schönsten Gemälde von Decamps, von Duprè, von Rousseau, von Scheffer, von Diaz entführt, welche wir nach Holland abgehen sehen; kaum hatte ich daher auch seinen Namen ausgesprochen, als Biard beruhigt war.

Was den Haag anbetrifft, so mußte Jacquand mit seinem Gemälde Wilhelms des Schweigsamen, wie er sein Silbergeschirr an Juden verkauft, um den Unabhängigkeitskrieg fortzusetzen, acht Tage vorher dort angekommen sein.

Er hatte mir ein Zimmer in dem Wirthshause zum Kaiserlichen Hofe bestellen müssen.

Wir konnten uns daher unbesorgt dem Laufe der Schelde überlassen, und während der seltenen Augenblicke, in denen der Wind und der Regen uns erlaubten, auf das Verdeck zu gehen, einen Blick auf die Paul Potters, die Hobbemas und die Van de Veldes werfen, an denen wir vorüberfuhren.

Wir fuhren durch Dortrecht durch einen Wald von Mühlen, neben denen die Mühlen von Puerto-Lapice nur Pygmäen sind. In Dortrecht hat Jedermann seine Mühle; es gibt deren an dem Ufer des Wassers, es gibt deren in den Gärten, es gibt deren auf den Häusern, es gibt deren kleine, es gibt deren große, es gibt deren riesenhafte, es gibt deren für Kinder, für Männer und für Greise; alle haben dieselbe Gestalt, aber jeder streicht seine Mühle nach seiner Laune an; es gibt graue mit weißen Streifen,

welche das Ansehen von Wittwen in Halbtrauer haben, es gibt braune mit schwarzen Streifen, welche wie verzweifelte Kapuziner aussehen, es gibt weiße mit blauen Streifen, welche das Ansehen von lustigen Pierrots haben. Es gibt nichts Orginelleres, als diese großen, regungslosen Körper, nichts Phantastischeres, als alle diese großen Flügel, welche sich drehen; zur Seite dieser Mühlen erscheinen so zu sagen in ihrem Schatten kleine, saubere, abgestäubte, reizende rothe Häuser mit grünen Läden hinter Alleen von Bäumen mit dichtem Laube, deren Stämme mit Kalk angestrichen sind, und alles das geht mit der Schnelligkeit von zwei Hundert und zwanzig Pferden an uns vorüber; es ist ein reizendes Panorama.

Indem man sich Rotterdam nähert, vermehren sich die Gebäude, die über das Wasser gleitenden Schiffe wetteifern mit den regungslosen Mühlen auf dem Lande. Es gibt deren gleichfalls von jeder Größe, Dreimaster, Bricks, Schloops, Fischerbarken; es gibt deren besonders, welche einen ganz eigenthümlichen Anblick mit ihrem großen ungebleichten Segel und ihrem kleinen blauen Segel auf der Höhe des Mastes haben; man könnte glauben, daß es ungeheure, noch in ihr graues und blaues Papier eingewickelte Zuckerhüte wären, die man auf den Fluß gestellt hat, um zu schmelzen, und ich sage schmelzen, weil sie in dem Maße, als sie sich entfernen, das Ansehen haben, in dem Wasser unterzugehen. Alles das ist lebendig, thätig, handelnd, man fühlt, daß man sich diesem alten Holland nähert, das nur ein unermeßlicher Hafen ist, und das jedes Jahr zehn Tausend Schiffe aussandte.

Um acht Uhr Abends hielt das Dampfschiff vor dem Kai von Rotterdam. Kaum war eine Verbindung zwischen dem Schiffe und dem Lande hergestellt, als ich meinen Namen aussprechen hörte; es war ein Commis Jacobsons, der mir meldete, daß sein Prinzipal nach Amsterdam abgereist sei, wo ich voll Ungeduld von seinem Schwager Wittering erwartet würde, bei welchem sich bereits seit dem Tage zuvor Gudin befände.

Noch eine angenehme Nachricht! Gudin kam, wie ich und Biard, um der Krönung beizuwohnen; er war nicht allein ein Freund, sondern auch noch ein College. Gudin ist zum Mindesten eben so sehr Dichter, als Maler; man erinnere sich des Schiffbrüchigen, der nur noch einen Mast hat, um sich daran zu halten, und nur einen Stern, um sich zu leiten.

Wir sprangen auf das Land; es war keine Zeit zu verlieren, die Eisenbahn ging um neun Uhr nach dem Haag ab, es war halb neun Uhr; wir gingen durch die ganze Stadt mit jener geschäftigen Miene, die nur Leuten eigenthümlich ist, welche den Dampfmaschinen nacheilen.

Wie in Brüssel, kamen wir zu rechter Zeit an.

Drei Viertelstunden nachher gingen wir durch eine fröhliche Kirchweih voll Lärm, Tänze, Geschrei, Klänge von Instrumenten, Jahrmarkthütten, Buden von Schmalzkuchenverkäufern und Hütten von Essiggurkenhändlern.

Die Essiggurkenhändler und die Schmalzkuchenverkäufer sind zwei gewerbliche Eigenthümlichkeiten, welche wohl

verdienen hier angeführt zu werden, weil etwas, was diesen beiden Spekulationen gleich ist, uns in Frankreich, wie anderswo, gänzlich fehlt.

In Holland berauscht man sich mit Essiggurken und mit harten Eiern, und man vertreibt sich den Rausch mit Schmalzkuchen und mit Punsch. Der, welcher sich lustig machen will, bleibt ganz einfach vor der Hütte eines Essiggurkenverkäufers stehen, er legt fünf Stüber auf eines der Gestelle, nimmt eine Gabel mit der rechten und ein hartes Ei mit der linken Hand.

Dann sticht er mit der Gabel in einen großen Kübel, in welchem, wie rothe Fische, Stücke von Gurken von der Größe einer gewöhnlichen Essiggurke schwimmen.

Er nimmt eines dieser Stücke heraus, das er verzehrt, und auf das er unmittelbar ein hartes Ei setzt.

Und so wechselt er so lange ab, bis sein Magen ruft: genug; um so besser für die, deren Magen doppelt, dreifach, vierfach zu sich nehmen kann; es kostet ihnen nicht mehr, als den andern.

Es kostet fünf Stüber für Jedermann.

Die Aerzte aller Länder haben wissenschaftliche und moralische Bemerkungen über die verschiedenen Trunkenheiten angestellt: Trunkenheit von Branntwein, Trunkenheit von Wein, Trunkenheit von Bier, Trunkenheit von Wachholder, Alles ist untersucht worden.

Es gibt nur noch die Trunkenheit von Essiggurken, über welche, wie ich glaube, noch kein Bericht abgestattet worden ist.

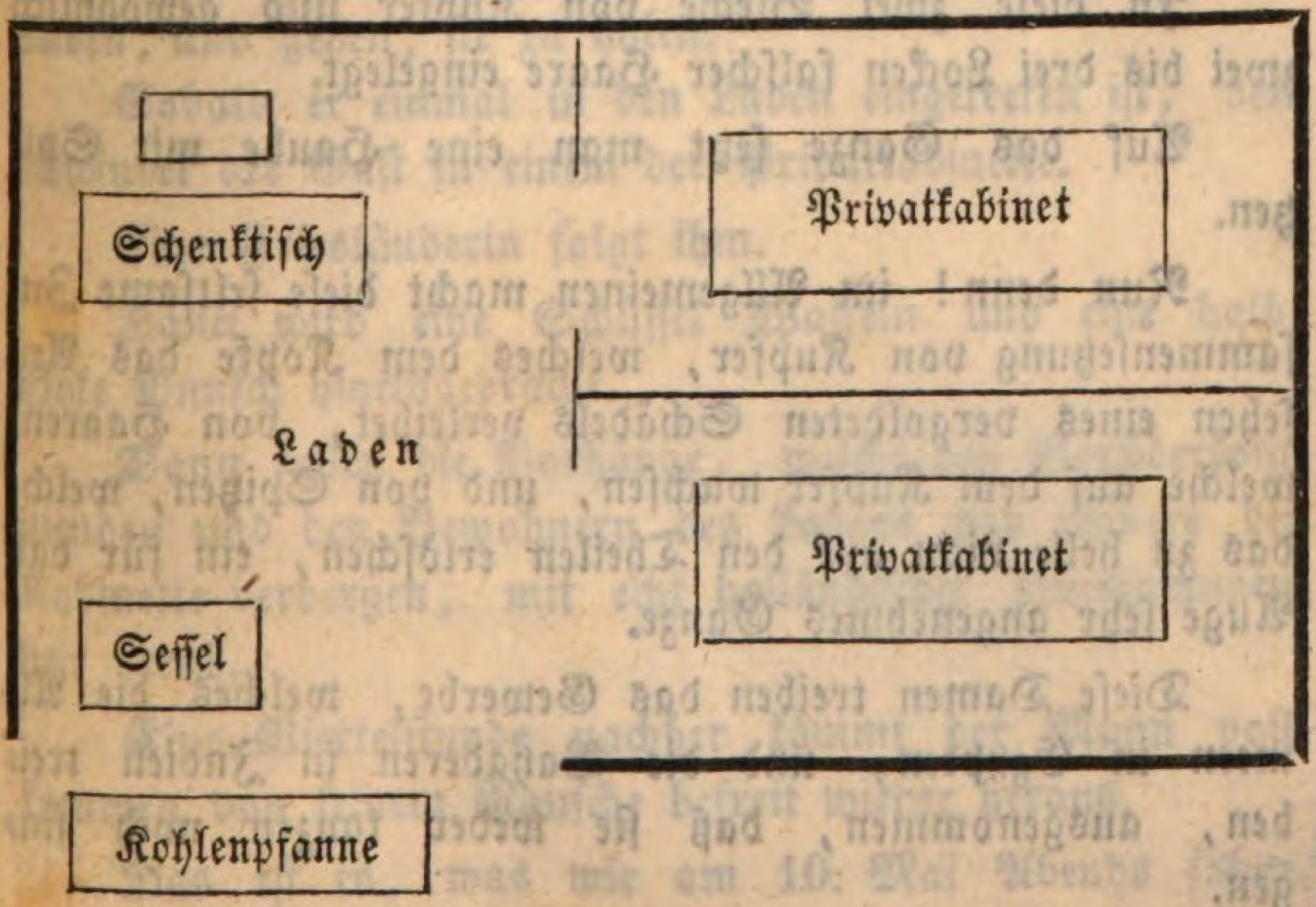
Ich will diese Lücke auszufüllen versuchen.

Kaum ist der Holländer von Essiggurken berauscht, als er das Bedürfniß empfindet, Thorheiten zu begehen.

Er nähert sich dem zu Folge den Läden der Waffelbäcker.

Diese Läden verdienen eine ganz besondere Beschreibung.

Es ist ein längliches Viereck, von dem hier der Plan ist.



Vier Frauen halten gewöhnlich diese Läden, zwei von einem ungewissen Alter, zwei junge und hübsche.

Alle vier tragen das friesische Kostüm.

Das friesische Kostüm besteht aus einer mehr oder minder eleganten Jacke, aus einem mehr oder minder eleganten Kleide. Darin besteht indessen seine Originalität nicht.

Seine Originalität besteht in einer doppelten Calotte von vergoldetem Kupfer, welche die Schläfe von jeder Seite einschließt. Zwei kleine goldene Verzierungen erheben sich auf dem äußeren Ende der Augenbrauen, man könnte sie für zwei kleine Feuerblöcke halten.

In diese zwei Bleche von Kupfer sind gewöhnlich zwei bis drei Locken falscher Haare eingelegt.

Auf das Ganze setzt man eine Haube mit Spitzen.

Nun denn! im Allgemeinen macht diese seltsame Zusammensetzung von Kupfer, welches dem Kopfe das Ansehen eines vergoldeten Schädels verleihet, von Haaren, welche auf dem Kupfer wachsen, und von Spitzen, welche das zu helle Licht auf den Theilen erlöschen, ein für das Auge sehr angenehmes Ganze.

Diese Damen treiben das Gewerbe, welches die Almeen in Egypten, und die Bayaderen in Indien treiben, ausgenommen, daß sie weder tanzen noch singen.

Die beiden Frauen von reifem Alter sitzen, die eine auf dem Sessel, der an der Thür steht, die andere auf dem Sessel, der sich hinter dem Schenktische befindet.

Sie sind darin fest gewachsen.

Die, welche sich an der Thür befindet, macht die Waffeln.

Die, welche an dem Schenktische sitzt, bedient mit Punsch.

Die beiden jungen Mädchen machen . . . . . es ist ziemlich schwierig zu sagen, was sie machen, besonders nachdem wir gesagt haben, was sie nicht thun.

Sie erkennen auf den ersten Blick die von Essiggurken berauschten Leute und winken ihnen.

Wenn die Winke nicht genügen, so verlassen sie den Laden, und gehen, sie zu holen.

Sobald er einmal in den Laden eingetreten ist, verschwindet der Gast in einem der Privatkabinette.

Eine Friesländerin folgt ihm.

Dann wird eine Schüssel Waffeln und eine halbe Bole Punsch hineingebracht.

Dann fallen die Vorhänge, welche den Vorüberkommenden und den Bewohnern des Ladens das Innere der Kabinette verbergen, mit echt holländischer Ungezwungenheit herab.

Eine Viertelstunde nachher kömmt der Mann vollkommen von seinem Rausche befreit wieder heraus.

Das ist es, was wir am 10. Mai Abends sahen, gerade vier und zwanzig Stunden, nachdem wir Paris verlassen hatten.

Dank allen den Krümmungen und Umwegen der Schelde hatten wir während dieser vier und zwanzig

Stunden Hundert und sechszig französische Meilen zurückgelegt.

Da wir unsere Betten durch die Aufmerksamkeit unseres Freundes Jacquand zubereitet fanden, so legten wir uns hierauf bei dem Klange der gräßlichsten Musik, die ich jemals gehört habe, zu Bett.

XII.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Meerweibchen und Sirenen.

Gedächtniß, herrliches Geschenk des Himmels, mit dessen Hilfe der Mensch in sein vergangenes Leben zurückblickt, zauberischer Spiegel, der die Gegenstände zurückwirft, indem er ihnen die unbestimmte Poesie der Dämmerung, den lieblichen Umriß der Entfernung verleiht, besonders bei mir ist Deine Gegenwart wirklich, Deine hinreißende Gewalt unwiderstehlich. Ich ergreife die Feder in der festbeschlossenen Absicht, den Raum im Vogelfluge zu durchziehen, in der einzigen Absicht, aufzubrechen und anzukommen. Aber da hat auf der ganzen Strecke des Weges das Gedächtniß Merkpfähle aufgesteckt, die es wiederfindet. Da gehöre ich mir selbst nicht mehr an, da bin ich mit Leib und Seele der Vergangenheit. Da

schwebt mein Geist, der rasch wie der Blitz den Raum durchziehen wollte, schwankend gleich der Seifenblase, welche der Hauch des Windes fortträgt, und die, indem sie sich in dem Saphir, in dem Rubin und in dem Opale badet, auf ihrer schnell vergänglichen Kugel die Häuser, die Felder, den Himmel, das heißt eine ewige Welt auf einer Welt eines Augenblickes wiederspiegelt.

Es ist indessen wahr; ich wollte mit einem einzigen Kapitel Frankreich verlassen, durch Belgien gehen, die Schelde hinabfahren, Amsterdam erreichen, mich nach Monikendamm einschiffen, wo wir den Vater Olifus finden sollten. Aber da begegne ich auf dem Wege Biard, dem König der Belgier, dem Manne mit der Baßgeige, den Mühlen von Dortrecht, den Gebäuden von Ysselmonde, dem Briefe von Jacobson, Jacquand, der Kirchweih im Haag, den Verkäufern von Essiggurken, den Waffelbäkkern und den Friesinnen mit goldenen Hauben; da verweile ich bei jeder und bei jedem, bei den Menschen und bei den Dingen; da habe ich die Hand ausgestreckt, den Kopf umgewandt, bin langsamer gegangen, und bin daher beim Anfange meines dritten Kapitels noch wo? im Haag, am Vorabende der Krönung; da hätte ich an diesem Kapitel noch nicht genug, um von dem Könige, von der Königin, von Amsterdam mit seinen drei Hundert Kanälen, seinen dreißig Tausend Fahnen, seinen zwei Mal Hundert Tausend Einwohnern zu sprechen. Mögen meine Leser mir verzeihen; Gott hat mich so geschaffen; mögen sie mich daher nehmen, wie mich Gott geschaffen hat, oder das Buch zuschlagen.

Ich verliere indessen nicht die Hoffnung, an dem Ende des Kapitels nach Monikendamm zu kommen. — Aber der Mensch denkt und Gott lenkt.

Wie die Schiffe von Papier, welche die Kinder auf einen kleinen Wasserlauf setzen, der für sie ein Strom ist, will ich mich daher dem Laufe meiner Erzählung auf die Gefahr hin überlassen, heute zu scheitern und erst morgen anzukommen.

Ich hatte von dem Könige Hieronymus Napoleon einen Brief für seine Nichte, die Königin von Holland. Gleich nach meiner Ankunft hatte ich diesen Brief an seine Adresse übergeben lassen, so daß ich durch einen Boten des Palastes geweckt wurde.

Ich streckte meinen Kopf aus dem Federbette, in das ich begraben war, und erkundigte mich nach der Ursache meines Erwachens.

Der Adjutant des Königs ließ mir im Auftrage Seiner Majestät eine Bevollmächtigung zukommen, mit meinen Reisegefährten den Extrazug zu nehmen, und sandte mir Karten, um auf der diplomatischen Tribüne der Krönung beizuwohnen.

Der Extrazug fuhr um eilf Uhr ab, es war neun Uhr, ich dankte dem Boten und versuchte aus meinem Bette aufzustehen.

Ich sage, daß ich versuchte aus meinem Bette aufzustehen, und das ist der richtige Ausdruck; es ist nichts leichtes aus einem holländischen Bette aufzustehen, das in Form eines Kastens gemacht und mit zwei mit Federn ausgestopften Matratzen versehen ist, in die man sei-

nen Körper eindrückt und die sich über uns zusammenziehen.

Es gibt etwas Unglaubliches, nämlich die Mannigfaltigkeit, welche man den Zubehörden und der Gestalt eines Möbels gegeben hat, das in allen Ländern der Welt denselben Zweck hat, das heißt den, den menschlichen Körper zu respectiren. Diejenigen welche stets an einem Orte weilen, glauben, daß man sich überall so ziemlich auf dieselbe Weise zu Bette legt; sie irren sich gewaltig.

Man stelle ein Englisches, ein Italienisches, ein Spanisches, ein Deutsches und ein holländisches Bett neben einander, lasse sie von einem gelehrten Pariser untersuchen, der niemals ein anderes, als ein französisches Bett gesehen hat, und man wird einen Band von Vermuthungen, von denen die einen merkwürdiger als die andern sind, über die verschiedene Anwendung erhalten, zu welcher diese verschiedenen Möbel angewandt werden können.

Er wird Ihnen Hundert verschiedene Bestimmungen anweisen, bevor er erräth, daß es Schlafmaschinen sind.

Glücklicher Weise bin ich seit langer Zeit mit den seltsamsten Betten vertraut, und ich hatte vollkommen gut in meinem holländischen Bette geschlafen.

Dem war nicht so mit meinem Sohne Alexander und mit Biard, welche seit sieben Uhr Morgens ein Badehaus aufsuchten. Sie hofften, daß das Wasser sie wieder von den Federn reinigen, und die Badewanne von dem Lager herstellen würde.

Sie kehrten um halb zehn Uhr zurück, indem sie drei Male die Runde von dem Haag gemacht, alle Museen und alle Trödelbuden besucht, aber nicht ein einziges Badehaus hatte entdecken können.

Freilich befindet sich das Meer nur eine Stunde weit von dem Haag.

Es blieb mir gerade noch die Zeit, selbst nach dem Museum zu gehen.

Es gab darin Etwas, das ich, abgesehen von den Rembrandts, den Van Dyks, den Hobbemas, den Paul Potters und allen den Meisterwerken der niederländischen Schule sehen wollte, das war in den unteren Sälen in Mitte des pittoresken Museums ein Glaskasten, in welchem man mehrere Proben von Meerweibchen aufbewahrt.

Das Meerweibchen ist ein Holland und seinen Colonien eigenthümliches Erzeugniß.

Wie man weiß, oder wie man nicht weiß, theilt sich das Meerweibchen in zwei Klassen:

Die Sirene und die Nereide.

Die Sirene ist das Ungeheuer des Alterthumes mit dem Kopfe einer Frau und einem Fischschwanze.

Es sind die Töchter der Parthenope, der Ligea und der Leucosia. Wenn man den Schriftstellern des XVI., des XVII. selbst des XVIII. Jahrhunderts glauben soll, so sind die Sirenen nicht selten. Der englische Kapitän John Smith sah im Jahre 1614 in Neuengland in Ostindien eine Sirene, welche den oberen Theil des Körpers vollkommen gleich dem einer Frau hatte. Sie schwamm

mit aller möglichen Anmuth, als er sie an dem Ufer des Meeres erblickte. Ihre großen, obgleich ein wenig runden Augen, ihre wohlgestaltete, obgleich ein wenig stumpfe Nase, ihre Ohren von einer hübschen, obgleich ein wenig langen Form, machten aus ihr eine sehr angenehme Person, welcher lange grüne Haare einen Charakter von Seltsamkeit verliehen, der nicht ohne Reiz war. Unglücklicher Weise machte die schöne Badende einen Burzelbaum, und der Kapitän John Smith, der anfing, in sie verliebt zu werden, bemerkte, daß die Frau von dem Nabel an nur noch ein Fisch war.

Dieser Fisch hatte freilich einen doppelten Schwanz, aber ein doppelter Schwanz ersetzt nicht zwei Beine.

Der Doctor Kircher bestätigt in einem wissenschaftlichen Berichte, daß eine Sirene in dem Zuydersee gefangen und in Leyden von dem Professor Peter Paw zergliedert worden sei, und in demselben Berichte spricht er von einer Sirene, die in Dänemark gefunden wurde, und welche spinnen und die Zukunft vorhersagen lernte.

Diese Sirene hatte langes Kopfhaar, das nicht aus Haaren, sondern aus Fleischfäden gebildet war. Sie hatte ein angenehmes Gesicht, feurige und anmuthige Augen, wenig Nase, weit längere Arme, als die der Menschen, die Finger ihrer Hände waren durch Knorpel, ähnlich der an den Gänsepfoten, mit einander verbunden, sie hatte runde und feste Brüste, ihre Haut war mit so weißen und so feinen Schuppen bedeckt, daß man sie von Weitem für eine weiße und fette Haut halten konnte. Sie erzählte, daß Tritonen und Sirenen eine unterseeische Be-

völkerung bilden, welche in der Geschicklichkeit dem Affen und dem Biber gleich, sich an für die Taucher unzugänglichen Orten Grotten von Felsen bauen, in welchen sie sich Betten von Sand ausbreiten, auf denen sie ausruhen, schlafen und lieben.

Johann Philipp Abelinus berichtet in dem ersten Bande seines Europäischen Theaters, daß im Jahre 1619 Räthe des Königs von Dänemark, die zur See von Norwegen nach Kopenhagen fuhren, einen Meermann auf dem Meere herumwandern sahen, der ein Bund Gras auf seinem Kopfe davon trug. Man warf ihm eine Lockspeise zu, welche einen Angelhaken verbarg. Wie es scheint, war der Meermann gefräßig wie ein Erdmensch. Er ließ sich mit einem Stück Speck fangen, biß hinein und wurde am Bord des Schiffes gezogen. Kaum war er aber auf dem Verdecke, als er das reinste Dänisch zu sprechen und das Schiff mit seinem Untergange zu bedrohen begann. Bei den ersten Worten waren die Matrosen, wie man sich wohl denken wird, sehr erstaunt. Als er aber von einfachen Worten zu Drohungen überging, so verwandelte sich ihr Erstaunen in Entsetzen. Sie beeilten sich, den Meermann wieder in das Meer zu werfen, indem sie sich auf alle mögliche Weise entschuldigten.

Da dieses das einzige Beispiel eines Meermannes ist, der gesprochen hat, so behaupten Abelinus Ausleger freilich, daß es kein Triton, sondern ein Gespenst war.

Johnston erzählt, daß man im Jahre 1403 in einem See in Holland ein Meerweibchen fing, welches

von dem Meere in denselben geworfen worden war. Sie ließ sich kleiden, gewöhnte sich daran, Brod und Milch zu essen, lernte spinnen, blieb aber stumm.

Endlich, um wie bei einem Feuerwerke mit dem schönsten Stücke zu endigen, erzählt Dimas Bosque, der Arzt des Vicekönigs der Insel Manara, in einem in Bartholes Geschichte von Asien aufgenommenen Briefe, daß, als er mit einem Jesuiten an dem Ufer des Meeres spazieren ging, ein Haufen Fischer im vollen Laufe den Vater aufzufordern kam, in ihre Barke zu kommen, um ein Wunder zu sehen. Der Vater folgte ihrer Einladung, und Dimas Bosque begleitete ihn.

In dieser Barke befanden sich sechszehn Fische mit menschlichen Gesichtern, neun Weibchen und sieben Männchen, welche die Fischer mit einem einzigen Wurfe des Netzes gefangen hatten. Man zog sie auf das Ufer und untersuchte sie genau. Ihre Ohren waren hervorstehend, wie die unsrigen, knorpelich und mit einer dünnen Haut überzogen. Ihre Augen waren in Farbe, Gestalt und Lage gleich den unsrigen, sie waren in unter der Stirn verborgenen Höhlen eingeschlossen, waren mit Augenlidern versehen, und hatten nicht, wie die der Fische, verschiedene Achsen der Seekraft. Die Nase wich von der menschlichen Nase nur dadurch ab, daß sie ein wenig platt, wie die der Neger, und leicht gespalten, wie die der Bullenbeißer war. Der Mund und die Lippen waren vollkommen den unsrigen gleich. Die Zähne waren breit und dicht an einander gewachsen. Sie hatten eine breite und

mit einer außerordentlich weißen Haut bedeckte Brust, welche die Blutgefäße sehen ließ.

Die Weibchen hatten runde und feste Brüste, und ohne Zweifel säugten einige von ihnen, denn, indem man die Brüste drückte, spritzte eine weiße und sehr reine Milch heraus. Ihre zwei Spannen lange und weit volleren Arme, als die unsrigen, waren ohne Gelenke, die Hände waren an den Ellbogenknochen gewachsen. Endlich theilte sich der Unterleib von den Hüften an in einen doppelten Schwanz, gleich dem der Fische.

Man wird begreifen, daß ein solcher Fang großes Aufsehen machte. — Der Vicekönig kaufte diesen Fang den Fischern ab, und machte mit dieser ganzen Gesellschaft von Tritonen und von Sirenen seinen Freunden und Bekannten ein Geschenk, indem er sie vereinzelte.

Der holländische Resident empfing für seinen Theil eine Sirene, die er an seine Regierung sandte, welche sie in das Museum nach dem Haag schickte.

Man wird begreifen, daß eine wahre Sirene, eine authentische Sirene, eine in einem Museum befindliche und überschriebene Sirene, von der die Wissenschaft erklärt hat, daß sie nicht zu der Familie des Lazarille de Tormes oder des Cadet Roussel Esturgeon gehört, sondern ein authentischer Nachkomme des Flusses Acheslus und der Nymphe Caliope sei, bei weitem sehenswerther war, als eine Galerie von Raben, hätte es auch zehn Tausend Raben in dieser Galerie gegeben.

Denn am Ende sieht man alle Tage Raben, und die Sirenen werden dagegen immer seltener.

So daß, da ich nicht wußte, ob ich jemals nach dem Haag zurückkommen würde, ich diese Gelegenheit, eine Sirene zu sehen, nicht verfehlen wollte.

Aber so große Eile ich auch hatte, mir dieses Vergnügen zu gewähren, so wurde ich doch sogleich bei meinem Eintritte zurückgehalten.

Ich wußte, daß sich in demselben Museum das vollständige Kostüm ausgestellt befände, welches Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, dem die Geschichte den Beinamen des Schweigsamen gegeben hat, trug, als er am 10. Juli 1584 in Delft von Balthasar Gerard ermordet wurde.

Diese historische Erinnerung hatte für mich einen bestimmten Reiz, der wohl den der Sirenen und der Meerweibchen aller Länder aufwog.

Ich bat daher den Cicerone, mir zuvor das Gefach anzudeuten, in welchem die Kleider Wilhelms enthalten waren, nachher den Schrank, in welchem die Leiche des Meerweibchens ausgestellt wäre.

Die Kleider des Gründers der holländischen Republik, des Urhebers der Utrechter Union, des Gatten der Wittwe Telignys, befinden sich zur Linken beim Eintritte in den ersten Saal; seit zwei Hundert vier und sechszig Jahren sind sie der Verehrung des Volkes ausgestellt, dem Wilhelms letzter Seufzer galt.

— Herr, habe Erbarmen mit meiner Seele und mit diesem armen Volke! sagte der Schweigsame, als er fiel.

Das Wamms, die Weste und das mit Blut befleckte Hemd befinden sich da mit der Kugel, welche ihm die Brust durchbohrte, mit der Pistole, aus welcher sie kam.

Es ist ein lebendiger und ewiger Fluch gegen den Mörder.

Ich kenne Nichts, das mehr zur Betrachtung, zu dem Träumen, zu der Poesie antreibt, als der Anblick materieller Gegenstände.

Wie vieles liegt in dem Messer Ravaillacs! wie vieles in der Kugel Balthasar Gerards!

Wer vermag zu sagen, wie viel drei Zoll Stahl oder zwei Loth Blei in dem Schicksale der Völker wiegen!

Zufall, Vorsehung oder Verhängniß, die Welt wird über diese drei Worte ergrauen.

Der Sphinx, der über sie wacht, ist der Zweifel.

Ich würde allein darum nach dem Haag zurückkehren, um dieses mit Blut befleckte Hemd, diese Pistole und diese Kugel wieder zu sehen.

Aber es war drei Viertel auf eilf Uhr, ich hatte nur noch einige Minuten für mich. Ich verlangte meine Sirene zu sehen; man führte mich nach einem Kasten, welcher drei Ungeheuer enthielt; einen Faun, einen Vampyr und eine Sirene.

Die Sirene war es, welche ich sehen wollte. Ich ließ den Vampyr und den Faun bei Seite.

Sie war ausgetrocknet und ohngefähr von der Farbe eines Karaiben-Kopfes. Ihre Augen waren geschlossen; die Nase war eingefallen; die Lippen hatten sich

an die selten gewordenen Zähne geklebt; der Busen war augenscheinlich, obgleich eingefallen; einige seltene und kurze Haare sträubten sich auf ihrem Kopfe; endlich endigte sich der untere Theil des Körpers in einem Fischschwanze.

Es gab nichts dagegen zu sagen; es war wirklich eine Sirene.

Von mir befragt, erzählte mir nun mein Cicerone die Geschichte des Arztes Dimas Bosque, des Jesuiten, des Vicekönigs von Manara und des holländischen Residenten, so wie ich sie erzählt habe.

Als er hierauf sah, daß ich darauf bestand, andere Umstände zu erhalten, sagte er zu mir:

—Es scheint, daß Sie begierig auf Auskünfte über diese Arten von Thieren sind.

Ich fand meinen Cicerone ziemlich unverschämt, ein Geschöpf unter die Zahl der Thiere zu stellen, das den Kopf einer Frau, die Hände einer Frau und den Busen einer Frau hatte; da ich aber keine Zeit hatte mit ihm zu streiten, so antwortete ich ihm:

—Sehr begierig, und wenn Sie mir deren geben können . . .

—Ah! nicht gerade ich; aber ich kann Ihnen angeben, wo Sie deren finden werden.

—Wo das? sagen Sie geschwind.

—In Monikendamm.

—Was ist das, Monikendamm?

—Es ist ein Flecken zwei Stunden weit von Amster-

dam, in dem Hintergrunde eines kleinen Meerbusens von dem Zuyderſee.

— Und dort werde ich Auskünfte über die Sirenen erhalten?

— O! ganz gewiß, über die Sirenen, über die Meerweibchen, was noch bei weitem merkwürdiger iſt.

— Es befindet ſich alſo deren eine in dem Muſeum von Monikendamm?

— Nein, aber es befindet ſich deren eine auf dem Friedhofe; ſie werden ihren Gatten und ihre Kinder ſehen, was wohl auch merkwürdig ſein wird.

— Sie hat ſich alſo verheirathet? ſie hat alſo Kinder gehabt?

— Sie hat ſich verheirathet und ſie hat Kinder gehabt. Freilich verleugnen ihre Kinder ſie, aber ihr Gatte wird Ihnen Alles erzählen.

— Spricht er Franzöſiſch?

— O! er ſpricht alle Sprachen. Er iſt ein alter Seewolf.

— Und Sie nennen ihn?

— Den Vater Olifus.

— Wo werde ich ihn finden?

— Vielleicht in Amſterdam ſelbſt; er hat ein Schiff, mit welchem er Reiſende von Amſterdam nach Monikendamm überfährt; wenn Sie ihn nicht in Amſterdam finden, ſo werden Sie ihn in Monikendamm finden, wo ſeine älteſte Tochter ein Wirthshaus Zum alten Oſtindienfahrer hält.

— Sie ſagen: der Vater Olifus?

— Der Vater Olifus.

— Gut.

Ich warf einen letzten Blick auf die Sirene, von der Biard eine Zeichnung entwarf, und wir sprangen mit dem Ausrufe in unsere Lohnkutsche:

— Nach der Eisenbahn.

XIII.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Das Wirthshaus Zum Alten Ostindienfahrer.

Holland ist das Vaterland der Eisenbahnen; von dem Haag nach Amsterdam haben die holländischen Ingenieure nicht einen Graben auszufüllen, nicht einen Maulwurfshügel zu durchstechen gehabt.

Uebrigens ist die Gegend immer dieselbe; eine unermeßliche, ganz mit Wasserstreifen, kleinen Gehölzen von dem frischesten Grün durchschnittene Wiese voll von in ihre Wolle gehüllter Schaafe und bunter Kühe.

Nichts ist der Wahrheit getreuer, als die Landschaften der holländischen Meister. Wenn man Hobbema und Paul Potter gesehen hat, so hat man Holland gesehen.

Wenn man Teniers und Terburg gesehen hat, so hat man die Holländer gesehen.

Und dennoch mögen die, welche Holland nicht gesehen haben, dorthin gehen; selbst nach Hobbema und Paul Potter ist Holland schön zu sehen, selbst nach Teniers und Terburg ist es gut die Holländer kennen zu lernen.

In zwei Stunden waren wir in Amsterdam.

Eine Viertelstunde nachher gingen wir die Freitreppe eines allerliebsten, auf der Kaisers Gracht gelegenen Hauses hinauf, und durch Bedienten angekündigt, welche uns erwarteten, sahen wir Madame Wittering, die Herren Jacobson und Gudin uns entgegen eilen.

Madame Wittering war immer noch die liebenswürdige Frau, welche ich bereits drei Male die Ehre gehabt hatte, schön, bescheiden, wie ein Kind erröthend, eine anmuthige Mischung der Pariserin und der Engländerin zu sehen.

Ihre Schwester, Madame Jacobson, war in London.

Während fünf Minuten fand ein Wetteifer von Umarmungen und Händedrücken statt.

Wie ich gesagt, war Gudin da, der von Schottland kam.

Der Tisch war gedeckt.

Ich habe nach meinen französischen Gewohnheiten gesprochen, indem ich sagte: der Tisch war gedeckt.

In Holland ist der Tisch immer gedeckt, dort ist das Haus in der ganzen Annahme des Wortes gastfreundschaftlich.

Jeder von uns hatte sein Zimmer in diesem reizenden

Hause eingerichtet, das zu gleicher Zeit Aehnlichkeit mit einem Schlosse und einer Sennerhütte hatte.

Es war ein Vergnügen, diese durchsichtigen Fensterscheiben, diese glänzenden Thürklinken, diese Teppiche in den Zimmern, auf den Gängen, auf den Treppen zu sehen; diese Bedienten, die man niemals sieht, und die man immer mit der Sauberkeit, der Eleganz und dem Wohlsein beschäftigt erräth.

Indem sie uns an den Tisch führte, erinnerte uns Madame Wittering daran, daß der König um drei Uhr seinen Einzug hielte, und daß wir bei einer ihrer Freundinnen ein Fenster hätten, um diesem Einzuge beizuwohnen.

Wir nahmen doppelte Bissen, und um drei Viertel auf drei Uhr gingen wir nach dem Hause, wo wir erwartet wurden.

Der 11. Mai war herbeigekommen. Vor sieben Tagen hatte ich in Paris das Fest des 4. Mai gesehen. Nach sieben Tagen und einer Entfernung von Hundert und fünfzig Meilen sah ich ein zweites Fest, das auf den ersten Blick eine Fortsetzung des ersten zu sein schien. In Amsterdam, wie in Paris, in Paris, wie in Amsterdam, gingen wir unter dem Geschrei des Volkes unter einem Gewölbe von dreifarbigen Fahnen durch. Nur tragen die französischen Fahnen die drei Farben senkrecht, und die holländischen Fahnen die drei Farben wagerecht; nur rief man in Paris: Nieder mit dem Königthume! und in Amsterdam: Es lebe der König!

Wir wurden unseren augenblicklichen Wirthen vorge-

stellt. Ihre Wohnung war eine neue Probe eines holländischen Hauses; es war ein wenig größer, als das Witterings und lag wie das seinige zwischen einem Kanale und einem Garten, die vordere Seite auf den Kanal, die hintere auf den Garten.

Die Decke der Zimmer war mit schönen Malereien verziert.

Ich erwartete in Holland auf jedem Schritte Möbeln von Lack, Vasen von Porzellan, China und Japan, in den Speisesälen und in den Salons anzutreffen; aber die Holländer sind wie jene geringschätzenden Eigenthümer, welche das nicht schätzen, was sie haben. Ich sah viele französische Etagèren, einige kleine Figuren von sächsischem Porzellan, aber wenig Kaminschirme, wenig Nachgeahmtes, wenig chinesische Spielereien.

Um ein Viertel auf vier Uhr hörten wir einen großen Lärm, der uns an die Fenster eilen ließ. Das war der Anfang des Zuges. Wir sahen zuerst die Musik kommen, dann die Cavalerie, dann Volk und Wägen untereinander gemischt, dann endlich eine Nationalgarde zu Pferde, in bürgerlichen Kleidern und ohne eine andere Waffe, als eine Reitpeitsche, ohne andere Auszeichnung, als ein großes Band von carmoisinrothem Sammet.

Dem Ganzen zogen zwei bis drei Hundert Handwerksburschen und Gassenbuben voraus, welche ihre Mützen in die Luft warfen, und die holländische Nationalhymne sangen.

Nur ist es das Merkwürdige dabei, daß die National-

hymne der Holländer, das heißt des am meisten republikanischen Volkes der Erde, eine monarchische Hymne ist.

Während ich über alle die königlichen Einzüge nachdachte, welche ich bereits in meinem Leben gesehen hatte, kam der Zug vorüber und der König kam in Mitte von ein Dutzend Generälen oder hohen Beamten seines Palastes uns näher.

Er war ein Mann von dreißig bis zwei und dreißig Jahren, blond, mit blauen Augen, denen er wechselsweise einen erhabenen Ausdruck von Sanftmuth und von Festigkeit zu geben weiß, und einem Barte, der den untern Theil seines Gesichtes bedeckt.

Das Ganze des Gesichts war theilnehmend, die Grüße waren herablassend und dankbar.

Als er vorüber kam verneigte ich mich, und er grüßte mich, indem er sich umwandte persönlich mit dem Auge und mit der Hand.

Ich vermogte nicht zu glauben, daß dieser doppelte Gruß sich an mich richtete; ich wandte mich daher auch um, um zu wissen, wer diese königlichen Ehrenbezeugungen erhalten hätte.

Jacobson verstand meine Bewegung.

—Nein, nein, sagte er zu mir, Sie sind es wirklich, den der König gegrüßt hat.

—Ich, den der König gegrüßt hat? Unmöglich, er kennt mich nicht.

—Deshalb hat er sie gerade erkannt. Er kennt alle unsere Gesichter auswendig. Er hat ein fremdes Gesicht

gesehen, und er hat sich gesagt: — Das ist mein Dichter.

Das Merkwürdige dabei ist, daß es die Wahrheit war, und daß der König es mir am folgenden Tage selbst sagte.

Der König war zu Pferde und trug die Admiralsuniform.

Ein großer vergoldeter Wagen kam hinterher; er war mit acht weißen Pferden bespannt, jedes von einem Livréebedienten am Zügel geführt. An den beiden Seiten des Wagens, im Gleichgewichte auf Kutschentritten, erkannte man die Pagen an ihrer rothen Uniform mit Gold.

Eine Frau von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, zwei Kinder von sechs bis acht Jahren saßen in dem Wagen und grüßten.

Die Kinder, ohne an Etwas zu denken, die Frau, indem sie vielleicht zu viel dachte.

Diese Frau und diese beiden Kinder waren die Königin, der Prinz von Oranien und der Prinz Moritz.

Es ist unmöglich, ein anmuthigeres und zugleich schwermüthigeres Gesicht, als das der Königin zu sehen; sie ist eine Frau in ihrer vollen Anmuth, eine Fürstin in ihrer ganzen Majestät.

Ich habe die Ehre gehabt, drei Male von ihr während der beiden Tage empfangen zu werden, die ich in Amsterdam geblieben bin; ich habe nicht ein Wort von dem vergessen, was sie mir gesagt hat.

Möge ihr Volk ihr gut und treu bleiben, und

Gott ihre Schwermuth niemals in Leiden verwandeln!

Der Zug kam vorüber, entfernte sich und verschwand. Seltsame Erscheinung in dieser Zeit, in welcher die Könige mit einem verhängnißvollen Stempel bezeichnet zu sein scheinen.

Ach! wer hat von ihnen Recht, sie oder die Völker?

Das ist das große Räthsel, dem Karl I. und Ludwig XVI. geopfert worden sind.

Die Restauration von 1660 hat dem Volke Unrecht gegeben.

Die Revolution von 1848 hat den Königen Unrecht gegeben

Die Zukunft wird entscheiden. Nur mögte ich für die Völker wetten.

Sobald der Zug vorübergekommen und verschwunden war, hatte ich in Amsterdam Nichts mehr zu thun, bis am folgenden Tage um eilf Uhr. Ich beurlaubte mich daher bei meinen Wirthen, indem ich sie bat, mir Auskünfte zu ertheilen, auf welche Weise ich mich nach Monikendamm begeben könnte.

Dieser Einfall schien ihnen sonderbar. Was konnte ich in Monikendamm zu thun haben?

Ich hütete mich wohl, ihnen zu sagen, daß ich ein Meerweibchen aufsuchen wollte.

Ich beharrte nur darauf, nach Monikendamm zu gehen.

Man gab mir zu meiner Begleitung den Bruder Witterings mit.

Alexander trennte sich von mir, er wollte nach Broek gehen.

Biard blieb an mein Schicksal gefesselt, und erklärte, daß er mich nach Monikendamm begleiten würde.

Wie ich glaube, schämte sich Biard ein wenig, an dem Nordkap gewesen zu sein, von dem äußersten Ende von Europa aus zwei Meere gesehen, und in diesen beiden Meeren kein einziges Meerweibchen angetroffen zu haben.

Er rechnete auf meinen Stern in Ermangelung des seinigen.

In dem Hafen angelangt, suchte ich oder bat vielmehr meinen Führer, den Vater Olifus aufzusuchen.

Die Aufsuchung war lange vergebens; die Barke war wohl da, aber der Führer befand sich nicht darin.

Endlich entdeckte man ihn in einer Art von abscheulicher Kneipe, in welcher er gewohnt war, sich aufzuhalten. Man benachrichtigte ihn, daß ein Reisender, der nach Monikendamm ginge, nur mit ihm fahren wollte.

Dieser Vorzug schmeichelte ihm; er willigte ein, seinen Grog zu verlassen, und schritt ganz lächelnd auf mich zu.

—Da ist der Vater Olifus, sagte der Mann zu mir, der auf die Bitte Witterings so gefällig gewesen war, diesen aufzusuchen.

Ich gab meinem Menschenaufsucher einen Gulden.

Der Vater Olifus bemerkte den Gulden, und als er sah, wie gering ich den Preis desselben schätzte, wurde er liebenswürdiger als jemals.

Während dieser Zeit musterte ich ihn mit einer Neugierde, die mit seiner Wichtigkeit im Verhältnisse stand.

Biard entwarf sein Porträt.

Wie man mir gesagt hatte, war er ein alter Seewolf von sechszig bis vier und sechszig Jahren, der mehr einem Seekalbe, als einem Menschen glich. Weiße Haare und weißer Bart, beide einen Zoll lang; Haare und Bart steif wie die Borsten eines Kanonenwischers; Fayence-blaue runde Augen mit feuchten Augensternen; ein bis an die Ohren gespaltener Mund, der zwei gelbe Zähne von oben nach unten, wie die Zähne eines Seehundes, blicken ließ, seine Gesichtsfarbe war wie Mahagoniholz.

Er war in weite Hosen gekleidet, die ehemals blau gewesen waren, und in eine Art von Paletot mit Kapuze, auf dessen Nähten man noch einige Verzierungen unterscheiden konnte, welche diesem Paletot einen spanischen oder neapolitanischen Ursprung anwiesen.

Die eine seiner Wangen war durch eine ungeheure Masse Kautabak wie durch einen Rothlauf aufgeschwellt.

Von Zeit zu Zeit spie er einen Strom schwarzen Speichels mit jenem, den Tabakskauern ganz eigenthümlichen Pfeifen aus seinem Munde.

— Ah! Sie sind Franzose, sagte er zu mir.

— Woher wissen Sie das?

— Gut! es verlohnte sich der Mühe die vier Welttheile, Asien, Afrika und Amerika gesehen zu haben, wenn man nicht auf den ersten Blick einen Mann erkennte. Franzose, Franzose, Franzose!

Und er begann zu singen:

Für das Vaterland zu sterben . . .

Ich unterbrach ihn kurz.

— Ah! nicht das, Vater Olifus, he! etwas Anderes.

— Warum das nicht?

— Weil ich diesen Refrain kenne.

— Gut, wie Sie wollen. — Sie wünschen also nach Monikendamm zu gehen?

— Ja.

— Und Sie halten darauf, daß es der Vater Olifus ist, der Sie dorthin fährt, nicht übel?

— Ja.

— Wohlan! man wird Sie dorthin fahren, und das noch ohne den Preis zu bestimmen . . .

— Und warum ohne den Preis zu bestimmen?

— Weil man Augen hat und man gesehen hat, das ist genug; werden Sie in Monikendamm übernachten?

— Ja.

— Nun denn! ich empfehle Ihnen das Wirthshaus Zum Alten Ostindienfahrer.

— Das ist es gerade, wohin ich gehe.

— Meine Tochter Margaretha ist die Wirthin davon.

— Ich weiß das.

— Ah! äußerte der Vater Olifus, ah! Sie wissen das. Gut!

Und er schien zu überlegen.

— Nun denn! wenn wir aufbrächen, Vater Olifus?

— Ja, ja, brechen wir auf. Indem er sich hierauf

nach meiner Seite umwandte, sagte er: ich weiß, warum Sie kommen.

—Sie wissen es?

—Ich weiß es; Sie sind ein Gelehrter, und Sie wollen mich plaudern lassen.

—Macht es Ihnen etwa Mühe zu sprechen, Vater Olifus, wenn man den Anfang des Gespräches mit Ratafia, die Mitte mit Rum und das Ende mit Arak begießt?

—Ei! Sie kennen die Steigerung.

—O! meiner Treue, nein, es ist zufällig.

—Wohlan! man wird sprechen, aber nicht in Gegenwart der Kinder, verstehen Sie?

—Und wo sind die Kinder?

—Sie werden sie sogleich sehen.

Und er wandte sich nach drei verschiedenen Richtungen und pfiff.

Das Pfeifen des Vater Olifus glich sehr dem Schreie einer Locomotive.

Bei diesem Pfeifen sah ich aus den verschiedenen Richtungen fünf große junge Burschen herbeikommen, welche auf einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt zuschritten.

Dieser gemeinschaftliche Mittelpunkt war Biard, der Vater Olifus und ich.

—Hierher, Joachim! hierher, Thomas! hierher, Johann! hierher, Simon und Judas! rief er in holländischer Sprache aus, eilen wir uns ein wenig. Da ist Kundschaft für uns und für Eure Schwester Margaretha.

Bei dem Namen Margaretha und aus der Art und

Weise, mit welcher der Vater Olifus die fünf großen Burschen anredete, die auf uns zu kamen, verstand ich so ziemlich, was er gesagt hatte.

—Ah so! Vater Olifus, ist das etwa eine Probe von dieser schönen Familie, von der man mir gesprochen hat?

—Im Haag, nicht wahr, auf dem Museum? Ich müßte diesem alten Schelm da ein Trinkgeld aussetzen. Ja, es sind meine fünf Söhne.

—Dann haben Sie fünf Söhne und eine Tochter?

—Eine Tochter und fünf Söhne, gerade so viel, von denen zwei Zwillinge sind, Simon und Judas; der älteste ist fünf und zwanzig Jahre alt.

—Und alle von derselben Mutter? fragte ich mit einem gewissen Zögern.

Olifus blickte mich an.

—Von derselben Mutter, ja, von dieser Seite ist es sicher. Ich mögte nicht eben so viel von Seiten . . . Aber, still! da sind die Kinder; kein Wort in ihrer Gegenwart.

Die Söhne gingen vor mir vorüber, indem sie mich grüßten und ihren Vater mißtrauisch anblickten; es hatte ihnen ohne Zweifel geschienen, daß der gute Alte bereits geplaudert hätte.

—Geschwind, geschwind, Jungens, in die Barke, sagte der Vater Olifus, und zeigen wir den Herren, daß wir auf einem Schiffe von achtzig Kanonen nicht am unrechten Platze wären.

Drei der jungen Leute stiegen ziemlich rasch in die

Barke, während die beiden andern die Kette anzogen, um sie dem Ufer zu nähern.

Wir sprangen auf das Hintertheil, auf welches der Vater Olifus noch ziemlich flink hinabstieg. Dann endlich folgten uns die beiden letzten Söhne, Simon und Judas, und Mannschaft und Passagiere befanden sich vollständig. Es schien mir, als ob Simon und Judas sich niemals verließen, denn sie beschäftigten sich damit, den kleinen Mast aufzurichten, der auf dem Boden der Barke lag, während der Vater sich an das Steuer setzte, Joachim die Kette losmachte, und Johann und Thomas, jeder mit einem Ruder versehen, in Mitte der Tausende von Barken und von Schiffen manövrirten, welche den Hafen überfüllten.

Sobald wir der Hindernisse entledigt waren, konnten wir das Segel aufspannen. Der Wind war günstig; wir fuhren rasch. Nach Verlauf von zehn Minuten hatten wir das kleine Vorgebirge umfahren, welches uns die Aussicht unterbrach, und wir segelten auf dem offenen Zuyderseе.

Nach Verlauf einer halben Stunde kamen wir zwischen Tidam und der Insel Marken vorüber.

Olifus berührte mich mit der Fingerspitze.

— Betrachten Sie genau dieses hohe Schiff dort, sagte er.

— An dem Ufer der Insel? fragte ich.

— Ja.

— Nun denn! ich betrachte es.

— Dort ist es, wo ich sie gefunden habe.

— Wen?

— Still!

In der That, Joachim hatte die Bewegung gesehen, hatte sich nach unserer Seite umgewandt, und, indem er ziemlich unehrerbietig die Achseln zuckte, seinem Vater einen Blick des Vorwurfes zugeschleudert.

— Nun denn! was gibt es, Jungens? sagte dieser . . . Nichts.

Alles wurde wieder still.

Nach Verlauf von fünf Minuten befanden wir uns in dem kleinen Meerbusen, und wir fingen an das Dorf zu erblicken, das sich zu unserer Linken erhob.

Die jungen Leute hatten mehrere Male die Augen nach dem Süden geworfen, und obgleich ihre Blicke nicht besorgt waren, so waren sie doch beschäftigt.

— Was haben denn Ihre Söhne? fragte ich; sie haben das Ansehen, irgend Etwas zu erwarten.

— Ja, sie erwarten Etwas, das sie eben so gern nicht kommen sehen mögten.

— Und was erwarten sie?

— Den Wind . . .

— Den Wind?

— Ja, den Wind, den Südwind, und heute Abend werden sie wahrscheinlicher Weise auf den Dämmen wachen müssen. Um so besser für uns . . .

— Warum um so besser für uns?

— Ja, wir werden ruhig sein und plaudern können.

— Es ist Ihnen also nicht zuwider, von der zu sprechen . . .

— Mir, im Gegentheile, das erleichtert mir das Herz. Aber es ist, als ob sie sich verabredet hätten, die Partei dieses Schindluders von Bucholò zu nehmen. Gut, da habe ich das Wort entschlüpfen lassen und sie haben es gehört. Betrachten Sie die Augen, welche mir Simon und Judas zuwerfen. Sie sind indessen die jüngsten, sie sind noch nicht zwanzig Jahre alt. Nun denn! sie sind schon wie die Andern.

— Was ist das, die Bucholò?

Die jungen Leute wandten sich um und runzelten die Stirn.

— Schön! da wiederholen Sie das Wort. Sie werden sich willkommen machen.

In der That, unsere fünf Matrosen schienen ziemlich übler Laune zu sein.

Ich schwieg.

Wir näherten uns dem kleinen Dorfe, das in dem Maße, als wir weiter kamen, aus dem Wasser hervorzukommen schien.

— Lassen Sie Sich Nichts merken, sagte der Vater Olifus zu mir, und blicken Sie nach Ihrer Linken.

Ich sah einen Friedhof.

Er blinzelte mit triumphirender Miene mit dem Auge.

— Dort ist sie, sagte er.

Ich verstand, und dieses Mal begnügte ich mich, mit einem leichten Kopfnicken zu antworten.

Aber unser, obgleich halb stummes Zweigespräch war Thomas nicht entgangen, der, ohne Zweifel im Widerspruche mit dem Gefühle der Zufriedenheit, das sein Vater zu

empfinden schien, einen Seufzer ausstieß und das Zeichen des Kreuzes machte.

—Ei, Ihre Söhne sind katholisch? fragte ich ihn.

—O! mein Gott, ja! sprechen Sie mir nicht davon, diese Schelme wissen nicht, was sie erfinden sollen, um mich rasend zu machen; übrigens habe ich Unrecht, bös auf sie zu sein; es ist nicht ihre Schuld, sondern die ihrer Mutter.

—Ah! ihre Mutter war . . .

—An dem Tage, wo ich sie gefunden habe, habe ich sie einen Augenblick lang allein gelassen, und siehe da, während dieser Zeit hat sie der Pfarrer getauft.

—Mein Vater! sagte Johann, der sich uns am nächsten befand, indem er sich umwandte.

—Gut! sagte er, man spricht von Deinem Schutzpatron, der unseren Heiland in dem Jordan getauft hat.

Indem er zu gleicher Zeit aufstand, machte er mit seiner Mütze ein Zeichen des Grußes.

—He! Margaretha! . . . he! . . . rief er einem schönen Mädchen von neunzehn bis zwanzig Jahren zu, das auf der Schwelle ihrer Thür stand, mache das schönste Zimmer zurecht, und bereite ein gutes Abendessen, ich führe Dir Kundschaft zu.

—Gehen Sie voraus und erwarten Sie mich in Ihrem Zimmer; während sie auf den Dämmen sein werden, werde ich zu Ihnen heraufkommen, und bei einer Pfeife Tabak und bei einem Glase Ratafia Ihnen die Sache erzählen.

Ich gab ihm einen Wink der Zustimmung, auf den er durch einen schlauen Blick antwortete, und nachdem ich mit Hilfe Simons und Judas an das Land gestiegen war, schritten wir auf das Wirthshaus Zum Alten Ostindienfahrer zu, auf dessen Schwelle uns unsere schöne Wirthin mit lächelnder Miene erwartete.

XIV.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Eheliche Widerwärtigkeiten.

Wir wurden von unserer schönen und jungen Wirthin Margaretha auf das beste aufgenommen.

Sie führte uns in ein Zimmer mit zwei Betten, und fragte uns, ob wir das Essen in unserem Zimmer angerichtet haben, oder in dem Gastzimmer essen wollten.

Die Hoffnung, daß Vater Olifus uns sein Abenteuer erzählen würde, ließ uns vorziehen in unserem Zimmer zu essen.

Aufgefordert zu erklären, was wir zu unserm Abendessen am Liebsten wünschten, erklärten wir, uns in dieser Beziehung ganz auf den guten Willen der Mademoiselle Margarethe zu verlassen.

Wohlverstanden wurde diese ganze Unterhaltung durch

Zeichen gemacht; aber diese unter Männern, die ungeduldig werden, lächerlichen Zeichen, werden eine sehr angenehme Sprache, wenn sie mit einer hübschen Frau gesprochen wird, die uns zulächelt.

Es ging daraus hervor, daß wir, obgleich nicht ein Wort unter uns ausgesprochen war, uns nach Verlauf von fünf Minuten vollkommen verständigt hatten.

Der Vater Olifus hatte sich nicht geirrt; der Wind fuhr fort zu blasen, indem er an Gewalt zunahm; es war Nichts dabei zu fürchten, aber man mußte gleichwohl aus Vorsicht auf den Dämmen wachen.

Von dem Fenster aus sahen wir drei der Söhne des Vaters Olifus nach der Küste zu gehen; die beiden andern, Simon und Judas, traten in ein Haus, in welchem sie, wie wir später erfuhren, zwei Schwestern den Hof machten.

Während wir in Mitte der ersten Schatten der Nacht, die immer finsterer wurde, mit den Augen dem Treiben der Straße und des Hafens folgten, bedeckte sich unser Tisch zuvörderst mit einer Schüssel geräucherten Rindfleisches, einer Schüssel auf dem Rost gebratenen Salmens und einer Schüssel dampfender harter Eier.

Diese Eier, von der Größe der Taubeneier, waren grün mit rothen Flecken; es sind Kiebitzeier, die man im Monat Mai im Ueberflusse findet, und die bei Weitem köstlicher sind, als Hühnereier.

Eine Flasche Bordeaux erhob sich in Mitte dieser Ausstellung nationaler Produkte wie ein schlanker und bei dem geringsten Stoße schwankender Thurm.

Wir setzten uns mit einem Appetite von Seefahrern zu Tische. Alles war vortrefflich, Wein und Eßwaaren.

Außerdem war das Abendessen für uns nur eine Nebensache; hingegen erwarteten wir mit der größten Ungeduld das Erscheinen des Vater Olifus.

Bei dem Nachtische hörten wir auf der Treppe einen zugleich schwerfälligen und verstohlenen Gang; die Thür ging auf, und eine Flasche in jeder Hand, eine Flasche unter dem Arme und die Pfeife im Munde, hielt der Vater Olifus seinen Einzug, indem er schweigend lachte.

—Still, sagte er, hier bin ich.

—Und, wie es scheint, in guter Gesellschaft.

—Ja. Ich habe gesagt, es sind zwei Franzosen, gehen wir zu vier hin, um in gehöriger Stärke zu sein. Ich habe eine Flasche Ratafia, eine Flasche Rum, eine Flasche Arak genommen, und da bin ich.

—In Wahrheit, Vater Olifus, sagte ich zu ihm, je mehr ich Sie höre, desto mehr setzen Sie mich in Erstaunen; Sie sprechen das Französische in Wahrheit nicht wie ein Matrose Seiner Majestät Wilhelms III., sondern wie ein Seemann Seiner Majestät Ludwigs XIV.

—Das kommt daher, weil ich im Grunde Franzose bin, sagte der Vater Olifus, indem er mit den Augen blinzelte.

—Wie, im Grunde?

—Ja, mein Vater war Franzose und meine Mutter Dänin; mein Großvater war Franzose und meine Großmutter Hamburgerin. Was meine Kinder anbelangt,

so rühme ich mich dessen, sie haben einen Franzosen zum Vater und eine Mutter . . .

O! was die Mutter anbelangt, so mögte ich nicht wagen zu sagen was sie war; was sie anbelangt, so sind sie wahre Holländer, was sich nicht zugetragen haben würde, wenn ich da gewesen wäre, um ihre Erziehung zu leiten; aber ich war in Indien.

—Sie kamen indessen von Zeit zu Zeit zurück? fragte ich lachend.

—Darüber irren Sie Sich, ich kehrte nicht zurück.

—Aber Ihre Frau besuchte Sie dort?

—Nein und ja.

—Wie, nein und ja?

—Das ist es gerade, wo sich die Sache verwickelt. Es scheint, daß die Entfernung Nichts dazu thut, wenn man eine Hexe zur Frau hat.

—Am Ende?

—Ja, das ist es. In jedem Falle will ich Ihnen Alles erzählen; aber zuvor ein Glas Natafia, es ist ächter, ich stehe Ihnen dafür. Auf Ihre Gesundheit!

—Auf die Ihrige, mein Wackerer!

—Wie ich Ihnen sagte, bin ich also Franzose, der Sohn eines Franzosen, Matrose von dem Vater auf den Sohn, von dem Geschlechte der Seewölfe und der Seehunde; ich bin auf dem Meere auf die Welt gekommen, und ich hoffe auf dem Meere zu sterben.

Wie sind Sie mit diesem Berufe nicht in die Kriegsflotte eingetreten?

—O! ich habe zur Zeit des Kaisers gedient, aber

im Jahre 1810, gute Nacht! ich bin gefangen genommen und nach England geschickt worden, wahrscheinlicher Weise, um dort das Englische zu lernen; wie Sie sehen werden, hat mir das späterhin genützt.

—Im Jahre 1814 kehrte ich hierher nach Monikendamm zurück; da war es, wo der Kaiser mich genommen hatte; ich war betriebsam, ich machte dort auf den Pontons alle Arten von Arbeiten aus Stroh, und verkaufte sie nachher an die englischen Damen, welche uns zu besuchen kamen, so daß ich mit einer kleinen Summe, etwa drei bis vier Hundert Gulden, hier ankam.

Ich kaufte eine Barke, wurde Schiffer und belustigte mich, Reisende nach Amsterdam, nach Purmeren, nach Edam, nach Hoorn, kurz, längs der ganzen Küste hinzufahren.

So ging es von 1815 bis 1820. Ich war fünf und dreißig Jahre alt, man sagte mir immer: Verheirathet Ihr Euch nicht, Vater Olifus? Ich sagte: Nein. Ich bin ein Seemann, und ich werde mich so lange nicht verheirathen, als bis ich ein Meerweibchen gefunden habe. — Und warum wollt Ihr ein Meerweibchen, Vater Olifus? — Ei, antwortete ich, weil die Meerweibchen nicht sprechen.

Ich muß Ihnen sagen, daß man vor zwei bis drei Hundert Jahren ein gescheitertes Meerweibchen auf dem Sande gefunden hat; man hatte ihm gelehrt aufzuwarten und zu spinnen, aber niemals hat man ihm das Sprechen lehren können.

—Ja, ich weiß es. Nun denn?

— Sie werden begreifen; eine Frau, welche aufwartet, welche spinnt und die nicht spricht, das ist ein Schatz; aber sehen Sie, die Wahrheit dabei ist, daß ich nicht an die Meerweibchen glaubte, und daß ich entschlossen war, mich nicht zu verheirathen.

Eines Tages, es war am 20. September 1823, ich werde den Datum niemals vergessen, es war am Tage zuvor stürmisches Wetter gewesen, blies der Wind von der Nordsee her. Nachdem ich einen Engländer nach Amsterdam gefahren hatte, und als ich zwischen dem Cap Tidam und der kleinen Insel Marken gerade an dem Orte vorüberkam, wo sich Schilf befand und das ich Ihnen bei unserer Herfahrt gezeigt habe, erblickten wir Etwas wie ein Thier, welches im Wasser plätscherte.

Wir ruderten; je mehr wir ruderten, desto mehr glaubten wir ein menschliches Geschöpf zu erkennen; wir riefen ihm zu: Haltet Euch gut! Muth! wir kommen! Aber je mehr wir riefen, desto mehr verdoppelte sich der Lärm. Wir kamen an, und wir erblickten, was? eine Frau, welche im Wasser plätscherte.

Es befand sich ein Pariser unter der Mannschaft, ein Spaßvogel, er sagte zu mir: — Ei, Vater Olifus, ein Meerweibchen, das ist ganz Eure Sache.

Sehen Sie, bei diesem Worte hätte ich mich davon machen sollen; durchaus nicht, neugierig wie ein Meerschwein, kam ich immer näher und sagte: Es ist meiner Treue wahr, es ist eine Frau, und die dazu noch im Begriffe steht zu ertrinken; man muß sie nehmen, man muß sie fortschaffen.

— Sie ist eben nicht gekleidet, sagte der Pariser.

Sie war in der That ganz nackend.

— O! fürchtest Du Dich etwa? sagte ich zu ihm.

Und zu gleicher Zeit sprang ich in das Wasser und nahm sie in meine Arme.

Sie war in Ohnmacht gesunken.

Wir wollten sie aus dem Schilfe ziehen, aber ich weiß nicht, wie sie sich darin gefangen hatte, das Gras hatte ihr eine Schleife um das Bein gemacht, wie die Seemannsschleifen.

Man war genöthigt das Gras abzuschneiden.

Wir legten sie in die Barke, bedeckten sie mit unseren Mänteln und steuerten nach Monikendamm.

Wir vermutheten, daß in der Umgegend irgend ein Schiffbruch stattgefunden hätte, und daß die arme Frau an die Küste geworfen wäre, an welcher sie sich in dem Schilfe verwickelt hätte.

Der Pariser allein schüttelte den Kopf. Er sagte, daß die Frau vor Furcht ohnmächtig geworden wäre, als sie uns erblickte, und er behauptete, daß es eine Nereide, und keine Schiffbrüchige wäre.

Und hierauf hob er einen Zipfel unserer Mäntel auf, und betrachtete sie. Ich betrachtete sie gleichfalls, und ich gestehe, daß ich sogar ein Vergnügen daran fand sie zu betrachten.

Es war ein hübsches Geschöpf, das höchstens zwanzig bis zwei und zwanzig Jahre alt zu sein schien. Schöne Arme, schöne Brust; nur spielten die Haare in das Grüne.

Da sie aber sehr weiß war, so stand ihr das ziemlich gut.

Während ich sie betrachtete, schlug sie ein Auge auf. Das Auge war gleichfalls grün. Aber es war darum nicht häßlicher.

Als ich sah, daß sie das Auge aufgeschlagen hatte, ließ ich den Mantel zurückfallen, indem ich sie über meine Unbescheidenheit um Verzeihung bat und ihr sagte, daß ich in Monikendamm das schönste Kleid von der Tochter des Bürgermeisters Vanclief borgen würde, um es ihr zu geben.

Sie antwortete nicht, ich glaubte, daß es aus Scham sei, und gab den andern einen Wink Nichts zu sagen, nur munterte ich sie auf zu rudern; plötzlich erhoben sich die Mäntel, und sie nahm ihren Anlauf, um in das Wasser zu springen. Welcher Einfaltspinsel ich gewesen bin, sie nicht gewähren zu lassen!

— Sie haben sie zurückgehalten?

— Gerade bei ihren grünen Haaren; aber nun trug sich Etwas zu, das mir die Augen hätte öffnen sollen; nämlich, daß sie, obgleich sie allein war, beinahe mit uns Allen fertig geworden wäre, die wir zu sechs waren. Der Pariser unter andern erhielt von ihr einen Schlag auf das Auge ... ah! er hat gesagt, daß er niemals auf der Courtille etwas Aehnliches gesehen hätte.

Ich glaubte, daß sie eine Wahnsinnige wäre, die sich umbringen wollte. Ich packte sie um den Leib, und obgleich sie eine Haut so glatt wie die eines Aales hatte,

gelang es mir doch, sie fest zu halten, während meine Matrosen ihr die Hände und die Füße banden.

Sobald die Hände und die Füße gebunden waren, war es vorbei, sie stieß einige Schreie aus, vergoß einige Thränen, dann entschloß sie sich, sich ruhig zu verhalten.

Es gab nicht Einen unter uns, der nicht seinen Taps bekommen hatte, aber der beste war der des Parisers; von fünf zu fünf Minuten badete er sich das Auge mit Seewasser. Wenn Sie jemals irgend einen Puff erhalten, so nehmen Sie Seewasser, das ist ein Universalmittel.

Kurz, wir landeten. Als man den Fund erfuhr, den wir gemacht hatten, eilte das ganze Dorf herbei.

Wir trugen die Frau in das Haus, und ich ließ die Tochter des Bürgermeisters Vanclief benachrichtigen, damit sie die Güte haben mögte, eines ihrer Kleider zur Verfügung der Schiffbrüchigen zu stellen. Ich beharrte darauf, sie für eine Schiffbrüchige zu halten. Dem ist nun einmal so, wenn man nicht weiß.

Die Tochter des Bürgermeisters eilte herbei, indem sie ein Kostüm mitbrachte; ich ließ sie in das Zimmer treten, in welchem sich unsere Gefangene auf einem Bette liegend und immer noch an Händen und Füßen gebunden befand.

Man muß glauben, daß sie sie für ein Geschöpf ihrer Art erkannte, denn, nachdem sie dem jungen Mädchen einen Wink gegeben hatte, ihr die Hände loszubinden, und diese sich beeilt hatte, ihr diesen Dienst zu erzeigen.

begann sie dieselbe voll Neugierde anzublicken, ihre Kleider zu berühren, sie aufzuheben, wie um zu erfahren, ob sie nicht zu ihrem Körper gehörten, unter ihr Kleid und in ihr Mieder zu blicken, wozu sich die Tochter des Bürgermeisters mit der größten Gefälligkeit hergab, indem sie ihr den Unterschied zeigte, der zwischen der Leinewande und dem Fleische stattfände, sich entkleidete und wieder ankleidete, um ihr das Geheimniß der Aehnlichkeit begreiflich zu machen, das unter ihnen stattfände, wenn sie nakkend wären, und den Unterschied, wenn sie angekleidet wären.

—O! sehen Sie, die Koketterie ist ein der wilden Frau, wie der civilisirten Frau, der civilisirten Frau, wie dem Seeweibchen angebornes Laster; statt daß sie zu entfliehen versuchte, statt daß sie fortfuhr zu schreien und zu weinen, belustigte sich die unsrige damit, die Kleider und die Röcke, die Hauben und die vergoldeten Verzierungen des Kopfputzes zu betrachten, worauf sie ein Zeichen gab, daß sie sich ankleiden wollte; sie hatte nur ein Mal gesehen, wie Alles das aus und angezogen wurde. Bah! sie war fast eben so geschickt, als ob sie ihr ganzes Leben lang nichts Anderes gethan hätte, als sich anzukleiden und sich auszukleiden; als ihre Toilette beendigt war, suchte sie Wasser, um sich darin zu spiegeln. Die Tochter des Bürgermeisters reichte ihr einen Spiegel; sie betrachtete sich, stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, und begann wie eine Unsinnige zu lachen.

In diesem Augenblicke trat der Pfarrer ein, und begann sie auf jeden Zufall hin zu taufen. Nur hätte sie

dem Pfarrer beinahe die Augen ausgerissen, als er ihr ihre Haube abnehmen wollte. Man mußte ihr begreiflich machen, daß man ihr nur für einen Augenblick lang den Kopf entblößte; aber sie ließ weder die Haube, noch die vergoldeten Verzierungen los, welche sie sich ganz allein wieder anlegte, sobald der Pfarrer sich entfernt hatte.

Ich starb vor Begierde sie zu sehen. Ich ging daher auch hinauf, indem ich die Tochter des Bürgermeisters frug, ob ich eintreten könnte; diese machte mir die Thüre auf. Meine fünf Matrosen befanden sich hinter mir; sie hielten sich auf dem Vorplatze gedrängt; der Pariser kam als der letzte mit einem Umschlage von Salzwasser auf seinem Auge.

Ich suchte, wo das Seeweibchen wäre. Ich erkannte sie nicht. Ich sah eine schöne Friesin mit ein wenig grünen Haaren, das war Alles. Aber Grün und Gold paßt sehr gut zu einander, wie Sie wissen.

Die Tochter des Bürgermeisters machte mir eine tiefe Verbeugung.

Das Meerweibchen sah zu, wie es ihre Freundin angefangen hatte, und machte es eben so. Da sieht man, was ein Weib ist, mein Herr; was für ein heuchlerisches Wesen es gibt! Es war noch keine zwei Stunden her, daß sie Bekanntschaft mit menschlichen Geschöpfen gemacht hatte, und sie weinte, lachte, betrachtete sich in einem Spiegel und machte bereits die Verbeugung. O! das hätte mich wohl aufklären müssen; aber was geschrieben steht, steht geschrieben.

Ich begann eine Unterhaltung durch Zeichen mit ihr.

Ich fragte sie, ob sie keinen Hunger hätte. Ich weiß, daß man sich durch Leckerbissen bei den Thieren beliebt macht, und, dem ist nun einmal so, ich hatte den Einfall, mich von dieser Frau lieben zu lassen, wäre es auch nur aus Neugierde. Sie machte ein bejahendes Zeichen, nun brachte ich ihr Wassermelonen, Rosinen, Birnen, kurz Alles, was ich mir an Früchten verschaffen konnte.

Sie kannte Alles das. Sobald sie es sah, fiel sie darüber her. Nur wollte sie den Teller essen, als sie die Früchte gegessen hatte, und man hatte alle Mühe von der Welt, ihr begreiflich zu machen, daß sich das nicht essen ließe.

Indessen hatte bereits der Pfarrer das seinige gethan. Er hatte der Tochter des Bürgermeisters erklärt, daß wenn das Meerweibchen auch ein Fisch wäre, es ein Fisch sei, der zu sehr einer Frau gliche, um bei einem unverheiratheten Manne zu bleiben, so daß, nachdem sie ihr Mahl beendigt hatte, der Bürgermeister mit seiner Frau und seiner andern Tochter sie abholten.

Die beiden neuen Freundinnen entfernten sich Arm in Arm.

Nur ging das Meerweibchen barfuß; sie hatte die Schuh nicht anziehen können, welche man ihr gebracht hatte, nicht etwa weil sie zu klein waren, im Gegentheile; aber dieser Theil ihres Anzuges war der letzte, an den sie sich gewöhnen konnte.

Als sie an die Thüre des Hauses kam, warf sie einen Blick auf das Meer; vielleicht hatte sie Lust in ihre ehemalige Wohnung zurückzukehren, aber sie hätte durch

die ganze Bevölkerung gehen müssen, welche sich aus Neugierde versammelt hatte; außerdem hätte das ihre schönen Kleider verdorben. Die Neuangekommene schüttelte den Kopf und schlug ruhig ihren Weg nach dem Hause des Bürgermeisters ein, indem ihr die ganze Bevölkerung von Monikendamm mit dem Ausrufe folgte: Die Buchold! die Buchold! was in der Volkssprache bedeutet: das Wassermädchen.

Da sie keinen Familiennamen hatte, so blieb ihr dieser Name.

Ich hatte Hundert Male gesagt, daß ich nur ein Meerweibchen heirathen würde. Ich war nach Wunsch bedient. Am selben Abende tranken daher auch alle meine Kameraden auf meine bevorstehende Verheirathung mit der Buchold; sie war jung, sie war hübsch, sie hatte mich mit ihren grünen Augen auf eine gewisse Weise angeblickt, die mir nicht mißfallen hatte; meiner Treue! ich trank wie die Andern.

Drei Monate nachher verstand sie Alles das zu thun, was eine Frau zu thun versteht, ausgenommen zu sprechen; sie war in ihrem friesischen Kostüme nicht allein das hübscheste Mädchen von ganz Holland, sondern auch noch von ganz Friesland; es hatte das Ansehen, als ob sie mich nicht verschmähete, und ich war wie ein Dummkopf in sie verliebt; ich hatte alle Rechte auf sie, da ich es war, der sie gefunden hatte; es war keine Einrede von Seiten ihrer Eltern zu fürchten.

Ich heirathete sie.

Sie wurde auf der Mairie unter dem Namen Ma-

ria die Buchold verheirathet, da der Herr Pfarrer, als er sie taufte, es für angemessen gehalten hatte, ihr den Namen der Mutter unseres Heilandes zu geben.

Ich gab ein großes Essen, nachher einen großen Ball, von dem die neue Maria durch Zeichen alle Honneurs machte, indem sie wie eine gewöhnliche Frau, nur stumm wie eine Schleihe, trank, aß und tanzte.

Als man sie so hübsch, so anmuthig und so stumm sah, riefen die Eingeladenen wie mit einer Stimme: wie glücklich ist dieser verteufelte Olifus!

Um Mitternacht verabschiedete ich die ganze Gesellschaft, welche sich entfernte, indem sie nochmals sagte: Wie glücklich der verteufelte Olifus ist!

Am folgenden Tage erwachte ich um zehn Uhr Morgens. Sie war bereits wach und sah mich schlafen. Ich schlug plötzlich die Augen auf, und es schien mir auf ihrem Gesichte ein seltsamer Ausdruck von Spott und von Schalkheit zu liegen. Aber, so bald sie meinen Blick sich auf den ihrigen hatte heften sehen, nahm ihr Gesicht wieder seinen gewöhnlichen Ausdruck an, und ich dachte nicht mehr an den andern.

— Guten Tag, meine liebe Frau, sagte ich zu ihr.

— Guten Tag, mein lieber Mann, antwortete sie.

Ich stieß einen Ausruf der Verzweiflung aus; der Schweiß stieg mir auf die Stirn; meine Frau sprach.

Es schien, als ob die Ehe ihr die Zunge gelöst hätte.

Das trug sich am 22. December 1823 zu.

— Auf Ihre Gesundheit, mein Herr, sagte der Ba-

ter Olifus, indem er ein zweites Glas Ratafia austrank, und mich wie Biard aufforderte, es eben so zu machen, und heirathen Sie kein Meerweibchen.

Hierauf fuhr er mit der Rückseite seiner Hand über seine Lippen, und fuhr fort.

XV.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Zweite Heirath des Vater Olifus.

Indessen, da der Gebrauch der Zunge meiner Frau nur gekommen zu sein schien, um mir Artigkeiten zu sagen, so tröstete ich mich darüber, keine stumme Frau zu haben.

Sogar mehr noch; während eines Monats war ich ziemlich glücklich; Jedermann machte mir Glückwünsche. Es gab nur den Pariser, der, wenn ich ihm mein Glück pries, mir antwortete, indem er sang:

Va t'en voir s'ils viennent, Jean,
Va t'en voir s'ils viennent.

(Sieh doch nach, ob sie kommen, Hanns, sieh doch nach ob sie kommen.)

Man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren las-

sen, daß er niemals Vertrauen zu der Bucholo gehabt hatte.

Nach Verlauf eines Monates der Ruhe glaubte ich zu bemerken, daß sich das Wetter verfinsterte; es fand noch hier und da Ruhe statt, aber das war die Ruhe, welche dem Sturme vorausgeht. Wie Sie begreifen werden, kannte ich als Seemann das, und ich schickte mich an, ihm die Spitze zu bieten.

Das fing in Bezug auf eine Reise an, die ich nach Amsterdam gemacht habe; sie behauptete, daß ich einer ehemaligen Freundin von mir, welche an dem Hafen wohnte, einen Besuch abgestattet hätte, daß ich die ganze Nacht über bei ihr geblieben sei, und daß wenn diese Freundin am Tage zuvor stumm gewesen wäre, Nichts im Wege gestanden hätte, daß sie am folgenden Tage sprechen gelernt hätte.

Ah! ich muß Ihnen sagen, daß meine Frau in weniger als acht Tagen gelernt hatte Alles zu sagen, und daß sie nach Verlauf dieses Monates allen Sprachmeistern von Amsterdam, von Rotterdam und dem Haag etwas zu rathen aufgegeben hätte.

Was mich bei dem, was sie über meinen Besuch in dem Hafen von Amsterdam sagte, zornig machte, war, daß es die Wahrheit war; man hätte sagen können, daß die Hexe mir gefolgt wäre, daß sie das Haus betreten und daß sie alles das gesehen hätte, was vorgefallen war.

Ich leugnete wie ein Teufel, aber sie beharrte nichts desto weniger darauf zu glauben, was sie wollte und mir

zu drohen, das erste Mal, daß mir so etwas wieder begegnen sollte, mich daran denken zu lassen.

Ich nahm die Drohung für das, was gewöhnlich die Drohung einer Frau werth ist, und da Nichts von der Welt mir unerträglicher ist, als ein mürrisches Gesicht, so schmeichelte ich der Bucholo so sehr, daß sie am folgenden Tage nicht mehr daran dachte, oder zum Mindesten nicht mehr daran zu denken schien.

Vierzehn Tage verflossen ziemlich ruhig. Am folgenden fuhr ich Reisende nach Edam; sie sollten am selben Abende nach Monikendamm zurückkehren, aber es waren Maler, sie hatten Zeichnungen zu machen gefunden; sie erklärten mir, daß sie mich bis zum folgenden Tage behielten; ich konnte zurückkehren und ihnen sagen, daß, da sie ihre Uebereinkunft nicht hielten, ich die meinige nicht zu halten brauchte. Aber, wie Sie begreifen werden, verläßt man gute Kunden nicht so; außerdem hatte ich in Edam eine ehemalige Freundin, die ich seit meiner Verheirathung mit der Bucholo nicht gesehen hatte; als ich in der Straße vorbeikam, hatte sie mir hinter ihrem Vorhange einen kleinen Wink gegeben, und ich hatte mit dem Auge geblinzelt, was so viel sagen wollte, als: Es ist abgemacht, wenn ich einen Augenblick frei habe, so werde ich Dir meinen Besuch abstatten. Ich hatte mehr als einen Augenblick, ich hatte die ganze Nacht.

Und dann war ich dieses Mal vollkommen ruhig. Da meine Freundin Vorsichtsmaßregeln anzuwenden hatte, wenn ich sie vor meiner Verheirathung besuchte, so geschah dies des Nachts, indem ich über eine Gartenma-

kletterte, eine kleine Thür aufmachte, die eine Hecke verschloß, und durch ihr Fenster in das Zimmer stieg.

Niemand hatte damals Etwas von diesen nächtlichen Unternehmungen erfahren, Niemand würde jetzt etwas davon erfahren.

Um eilf Uhr, in einer kohlschwarzen Nacht, ging ich daher nach der Mauer, über welche ich stieg, nach der Thür, welche ich überschritt, nach dem Fenster, das ich erkletterte, und auf dessen Höhe ich zwei hübsche Arme fand, die mich ganz offen empfingen.

—Bei Gott! sagte Biard, Sie haben eine Art und Weise zu erzählen, Vater Olifus, die den Mund wässerig macht. Auf die Gesundheit der Eigenthümerin dieser beiden hübschen Arme!

—O! mein Herr, trinken Sie viel eher auf die meinige, sagte der Vater Olifus mit schwermüthiger Miene, und indem er ein drittes Glas Ratafia austrank.

—Bah! und was konnte Ihnen denn in diesem kleinen Zimmer begegnen, in welchem Sie so angenehmer Weise erwartet wurden?

—Es war nicht in diesem kleinen Zimmer, mein Herr, es war als ich es verließ.

—Fahren Sie fort, Vater Olifus, wir hören Ihnen aufmerksam zu; Sie erzählen wie Sterne, fahren Sie fort.

—Nun denn! als ich es verließ, wie Sie wohl begreifen werden, war es vor Anbruch des Tages, denn sie hatte Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, wie ich Ihnen gesagt habe, und nach dem, was mir zu Haus bei meiner

Rückkehr von Amsterdam begegnet war, wünschte ich selbst nicht gesehen zu werden; nun denn! beim Fortgehen fand ich, nachdem ich die kleine Thür und die Hecke überschritten hatte, ein Hinderniß mitten in der Allee, ein Nichts, einen Bindfaden, ein Kabelgarn, etwas über meinen Weg Gespanntes, ich hatte mein Messer in der Tasche, ich machte es auf und durchschnitt den Faden.

Aber, sehen Sie, im selben Augenblicke erhielt ich einen Stockschlag auf die Rippen, aber einen Schlag! Ha! Schurke, rief ich aus und ich packte den Stock, aber es war Niemand da, als ein Birnbaum, an den der Stock auf eine sehr sinnreiche Weise befestigt war; indem ich diesen Faden durchschnitt, machte ich den Stock frei, so bald der Stock frei war, schlug er.

Ich entfloh, indem ich mir die Rippen rieb. Mein erster Gedanke war gewesen, daß der Vater oder die Brüder irgend etwas gemerkt hätten, und daß sie, indem sie es nicht wagten, mich offen anzugreifen, diesen Hinterhalt vorbereitet hätten.

Da übrigens Niemand gelacht, da Niemand ein Wort gesagt, da sich sogar Niemand gerührt hatte, so machte ich mich auf den Fußzehen davon und kehrte in das Wirthshaus zurück.

Um zehn Uhr verließen wir Edam, eine halbe Stunde nachher befanden wir uns in dem Hafen von Monikendamm.

So bald ich nur in der Ferne mein Haus erblicken konnte, sah ich die Bucholb unter der Thür; sie erwartete mich mit einer Miene übler Laune, die mir von schlim-

mer Vorbedeutung schien; ich nahm im Gegentheile ein lachendes Gesicht an, aber kaum hatte ich die Schwelle überschritten, als sie die Thür hinter mir verschloß.

— Ah! sagte sie, das ist eine hübsche Aufführung für einen Mann, der sechs Wochen verheirathet ist.

— Welche Aufführung? fragte ich mit unschuldiger Miene.

— O! er wagt noch zu fragen, sagte sie.

— Ohne Zweifel.

— Schweigt, und antwortet.

Ihre grünen Augen funkelten.

— Wo sind Sie heute Nacht um eilf Uhr gewesen? sagen Sie. Wo sind Sie von eilf Uhr bis um fünf Uhr Morgens geblieben? Was ist Ihnen begegnet, als Sie den Ort verließen, wo Sie diese sechs Stunden zugebracht haben?

— Ich weiß nicht was Sie sagen wollen.

— Ah! Sie wissen es nicht.

— Nein.

— Dann will ich es Ihnen sagen. Sie haben um eilf Uhr das Wirthshaus verlassen, Sie sind über eine Mauer geklettert, Sie haben eine Thür aufgemacht, Sie haben ein Fenster erstiegen, Sie sind in ein Zimmer getreten, in welchem Sie bis fünf Uhr Morgens gewesen sind. Um fünf Uhr Morgens sind Sie fortgegangen, Sie haben einen Stockschlag bekommen, und Sie sind in das Wirthshaus zurückgekehrt, indem Sie Sich den Rücken rieben. Sagen Sie ein wenig, ob das nicht wahr ist!

Ich leugnete trotz dem. Ich gestehe, daß ich dieses Mal nicht dieselbe Unbefangenheit hatte, als früher; außerdem trug ich meine Bestrafung mit mir, da ich die Schwiele des Stockes auf den Schultern hatte.

Aber indem ich immerhin leugnete, machte ich der Bucholð freundliche Augen. Ich erwischte hier eine Hand, dort eine Wange, und indem sie immerhin noch brummte, verzieh sie mir am Ende, indem sie zu mir sagte: nehmen Sie Sich in Acht; das nächste Mal werden Sie nicht so wohlfeil davon kommen.

O! sagte ich mir in meinem Innern, das nächste Mal werde ich meine Vorsichtsmaßregeln so gut treffen, daß wir wohl sehen werden.

Sie machte mir ein Zeichen mit dem Kopfe, welches zu sagen schien: Ja, wir werden sehen!

Diese Hexe von Bucholð, man hätte sagen können, daß sie bis auf dem Grunde meiner Gedanken läse.

Kurz, wir söhnten uns dieses Mal wieder aus.

Acht Tage nachher fuhr ich Reisende nach Stavorin.

Die Fahrt war lang, es war keine Möglichkeit, am selben Tage zurückzukehren, ich wußte nicht, was ich mit meinem Abende anfangen sollte, als ich mich plötzlich erinnerte, daß ich eine Freundin in der Umgegend hatte.

Es war eine hübsche Müllerin, welche an dem Ufer eines hübschen, zwischen Bath und Stavorin gelegenen Sees wohnte. Wenn ich ihr ehedem Besuche abstattete, so schwamm ich über den kleinen See, und da das Fenster auf das Wasser ging, so hatte sie mir nur die Hand zu reichen, und ich befand mich in ihrem Zimmer.

Dieses Mal war es noch bei weitem bequemer; der See war zugefroren.

Ich borgte mir ein paar Schlittschuhe. Um zehn Uhr brach ich von Stavorin auf; um ein Viertel auf eilf Uhr befand ich mich an dem Ufer des Sees; um zehn Uhr fünf und zwanzig Minuten kam ich unter dem Fenster meiner Müllerin an.

Ich machte das verabredete Signal; das Fenster ging auf.

Mein Treiben war in der Mühle bekannt. Die Müllerin hatte gute Lust zu schmollen; aber sie war eine vortreffliche Frau, so daß der Streit nicht lange dauerte.

Um sechs Uhr nahm ich Abschied; ich war vollkommen ruhig; der See war gänzlich öde; Niemand hatte mich kommen sehen, Niemand würde mich fortgehen sehen. Ich nahm meinen Anlauf und brach auf.

Bei dem dritten oder vierten Stoße des Schlittschuhes schien es mir, als ob ich das Eis unter mir krachen fühlte. Ich wollte wieder umkehren, aber es war zu spät. Ich fühlte mich nach einem Orte fortgerissen, wo ich das Wasser plätschern hörte; das Eis war gebrochen worden, während ich bei meiner Müllerin war. Es befand sich etwas wie ein flüssiges Grab vor mir; vergebens stemmte ich mich auf die Absätze, ich gelangte an das Loch — und, gute Nacht! Niemand mehr, — ich lag in dem See.

Glücklicher Weise tauche ich wie ein Seehund. — Ich hielt meinen Athem an und suchte die Oeffnung. — Es ist nicht leicht, sich unter dem Eise zurecht zu finden! —

Endlich sah ich eine weit durchsichtigere Streife. Ich schwamm nach der Streife, als ich plötzlich etwas fühlte, das mich bei dem Beine packte und mich auf den Grund des Wassers zog. — Ich hatte den Mund aufgemacht, um Athem zu schöpfen, aber statt einen Mund voll Luft, verschlang ich einen Schluck Wasser. — Das ist nicht dasselbe. — Ich sah Alles blau.

Ich hörte ein Brausen in den Ohren; ich sah ein, daß ich, wenn ich mich nicht auf das schnellste von dem befreite, was mich nach Unten zog, ein verlorener Mensch wäre; ich versetzte einen Fußtritt aus allen meinen Kräften, ich fühlte, daß der Fußtritt getroffen hatte; das, was mich hinunter zog, ließ mich los. Ich benutzte meine Freiheit, um wieder auf die Oberfläche des Wassers zu kommen. Noch während zwei bis drei Sekunden stieß ich gegen das Eis; endlich, erstickend, halb todt, fast ohnmächtig, gelangte ich an die Oeffnung. Ich streckte den Kopf aus dem Wasser, ich athmete mit den Augen, mit der Nase und dem Munde zu gleicher Zeit, ich klammerte mich an das Eis, aber das Eis brach in dem Maße ein, als ich wieder hinaufzusteigen versuchte. Endlich glitt ich mit einem kräftigen Schwunge auf den Bauch; da das Gewicht einen weit größeren Raum einnahm, so widerstand das Eis. Ich stand wieder auf und gab einen Stoß mit dem Schlittschuhe. O! sehen Sie! es gibt kein vor dem Winde fahrendes Schiff, das so schnell segelt, als ich fuhr. Ich legte dreißig Knoten in der Stunde zurück; als ich aber an das Ufer des Sees gelangte, hatte ich keine Kraft mehr. Ich sank ohne Bewußtsein zu

Boden, und als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem recht warmen Bette und erkannte das Zimmer des Wirthshauses, aus welchem ich am Abende zuvor aufgebrochen war.

Landleute, welche auf den Markt gingen, hatten mich auf den Boden ausgestreckt, halb todt und drei Viertel erfroren gefunden; sie hatten mich auf ihren Karren gelegt und nach Stavorin zurückgebracht, wo die Wirthin, welche mich kannte, alle mögliche Aufmerksamkeit für mich gehabt hatte.

Dank einer Bole Punsch, welche ich ganz siedend austrank, dachte ich zwei Stunden nachher nicht mehr daran.

Unsere Reisenden hatten endlich gegen zehn Uhr Morgens ihre Geschäfte beendigt; sie hatten Eile zurückzukehren und ich auch, denn ich war nicht ohne Besorgniß über das, was mich zu Haus erwartete. Wir segelten um eilf Uhr ab, der Wind war günstig.

Es waren ohngefähr zwölf Meilen von Stavorin nach Monikendamm; wir legten sie in sechs Stunden zurück. Das war gut gefahren.

Dieses Mal erwartete mich die Bucholo nicht auf der Schwelle der Thür, sondern an dem Ufer des Meeres. Ihre grünen Augen funkelten in der Dunkelheit wie zwei Smaragde. Sie gab mir einen Wink mit der Hand ihr vorauszugehen und nach Haus zurückzukehren. Fest entschlossen, ihr, wenn sie mich zu sehr langweilen sollte, einige jener kleinen ehelichen Zurechtweisungen zu geben, deren, wie man sagt, die Frauen alle drei Monate be-

dürfen, wenn man vollkommene Gattinnen aus ihnen machen will, machte ich keine Einwendungen. Ich kehrte also nach Haus zurück, und verschloß die Thür selbst wieder.

Indem ich mich hierauf setzte, sagte ich zu ihr:

—Nun denn! weiter?

—Wie, weiter? rief sie aus.

—Ja. Was wollen Sie von mir?

—Was ich von Ihnen will? Ich will sagen, daß Sie ein schändlicher Mensch sind, so auf die Gefahr hin sich zu ersäufen, herumzulaufen und Ihre arme Frau als Wittwe mit einem Kinde auf den Armen zurückzulassen.

—Wie, ein Kind?

—Ja, Unglückseliger, ich bin schwanger, Sie wissen es wohl!

—Meiner Treue! nein.

—Nun denn! wenn Sie es nicht wissen, so sage ich es Ihnen.

—Das macht mir Vergnügen.

—Ah! das macht Ihnen Vergnügen?

—Soll ich Ihnen etwa sagen, daß mir das leid ist?

—So antworten Sie mir, statt mich um Verzeihung zu bitten?

—Verzeihung, über was?

—Des Nachts wie ein Währwolf herumzustreichen, um den Müllerinnen den Hof zu machen. Ich frage Sie, ist es um sechs Uhr Morgens Zeit Schlittschuhe zu laufen?

—Ah! sagte ich zu ihr, ich fange an genug an Ihrem Spioniren zu haben; und wenn Sie mich nicht in Ruhe lassen . . .

—Was werden Sie thun?

Ich hatte ein artiges ostindisches Bambusrohr, das sich wie ein Schilf bog, und das mir dazu diente, meine Sonntagskleider auszuklopfen. Ich nahm es aus einer Ecke, und ließ es an den Ohren der Bucholb pfeifen.

—Ich sage Ihnen nur das, meine Liebe.

—O! äußerte sie, Du drohst mir? warte.

Ihre Augen schleuderten grüne Blitze. Sie fiel über meinen Bambus her, riß ihn mir aus den Händen mit eben so viel Leichtigkeit, als ich es aus denen eines Kindes gethan hätte, und, indem sie mit den Zähnen knirschte, versetzte sie mir eine Tracht, — ah, aber! — sehen Sie, daß der Teufel die Waffen darüber ergriffen hätte.

—Bah! äußerten wir.

—Ich hatte die Geschichte des Schiffes vergessen, bei welcher sie uns, wie Sie wissen, beinahe alle sechs durchgebläut hatte; — aber bei den ersten Hieben, welche ich empfing, erinnerte ich mich daran; ich wollte Widerstand leisten, es war ein Hagel! Ich begann damit, zu drohen, zu fluchen, zu wettern, und ich bat am Ende um Verzeihung. Ich hatte mein Theil, wie man zu sagen pflegt, und sogar mehr als mein Theil.

Als sie sah, daß ich auf den Knieen lag, hörte sie auf zu schlagen.

—Da, sagte sie, es ist gut! das wird dieses Mal

noch so hingehen; aber daß ich Sie nicht mehr dabei erwische, oder Sie werden das nächste Mal nicht so wohlfeil davon kommen.

—Den Henker! murmelte ich, am Ende schlägt sie mich gänzlich todt.

—Still, und legen wir uns zu Bett, sagte sie; außerdem müssen Sie ermüdet sein.

Ich war mehr als ermüdet, ich war wie gerädert.

Ich legte mich zu Bett, ohne etwas zu sagen; ich wandte die Nase nach der Wand; ich schloß die Augen; ich that als ob ich schliefe, aber ich schlief nicht.

Sie werden begreifen, daß ich meine Zeit nicht verlor; dieses Leben schien mir nicht zum Aushalten; ich sann über ein Mittel nach, um mich aus den Krallen der Bucholo zu ziehen, und mich zugleich an ihr zu rächen. Ich wußte nicht warum, aber es ahnte mir, daß sie es wäre, welche die Geschichte mit dem Stocke in Edam angerichtet, und das Eis des Sees von Stavorin gebrochen hatte.

Noch mehr. Sie werden sich erinnern, daß ich gefühlt hatte, wie mich Etwas auf die Tiefe des Wassers zog, und daß ich mich von diesem Etwas nur durch einen gewaltigen Fußtritt befreit hatte.

Nun aber wollte es mir immer noch nicht aus dem Kopfe kommen, daß es nicht ein Gegenstand, sondern eine Person war, die mich an dem Beine gezogen hatte, und daß diese Person die Bucholo gewesen.

Irgend eines Tages werde ich wohl erfahren, daß sie es ist, sagte ich mir, indem ich überlegte.

—Und wie? fragte ich ihn.

—Dam! Sie werden begreifen, ich hatte meine Schlittschuhe an den Füßen. Ich hatte nicht die Vorsicht getroffen, meine Schlittschuh abzulegen, um den Fußtritt zu versetzen. Ein Fußtritt mit einem Schlittschuh ist nicht heilbringend, besonders wenn dieser Fußtritt senkrecht trifft. Nun denn! mein Fußtritt hatte senkrecht getroffen, und wenn es die Buchold war, welche den Fußtritt erhalten hatte, so mußte sie die Spur davon irgendwo haben.

—Das ist richtig.

—Ich sagte mir also: ich muß mich verstellen, mir das Ansehen geben, als ob ich den Stockschlag von Edam, das Ersäufen von Stavorin, die Tracht Prügel von Monikendamm vergessen hätte; wenn sie es ist, so wird sie Alles mit einander bezahlen.

Als ich diesen Entschluß gefaßt, drehte ich mich um.

Als sie am folgenden Morgen noch schlief, hob ich das Betttuch auf und betrachtete sie; sie hatte nicht die geringste Spur eines Schlittschuhes an dem ganzen Körper.

Nur bemerkte ich, daß sie, statt wie gewöhnlich ihre Nachthaube aufzusetzen, ihre Haube von Kupfer aufbehalten hatte.

Gut! sagte ich, wenn Du sie morgen nicht abnimmst, so ist das ein Beweis, daß dahinter Etwas steckt.

Aber wie Sie begreifen werden, ließ ich mir Nichts merken. Ich begann mich anzukleiden, und während ich mich ankleidete, erwachte die Buchold.

Ihre erste Bewegung war, die Hand an ihre Haube von Kupfer zu legen.

Gut! sagte ich nochmals, wir werden wohl sehen.

Aber ich sagte das in meinem Innern, indem ich dabei zu lachen schien; sie schien ihrer Seits, man muß ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sobald der erste Augenblick vorüber war, nicht mehr daran zu denken; der erste Augenblick war freilich heftig.

Der Tag verfloß, ohne daß weder die Eine, noch der Andere von uns von dem sprach, was am vorigen Tage vorgefallen war; wir hatten das Ansehen von zwei Turteltauben.

Als der Abend gekommen, legten wir uns zu Bett.

Wie am Abende zuvor, legte sich die Bucholb mit ihrer Haube von Kupfer zu Bett.

Die ganze Nacht über hatte ich teufelmäßige Lust aufzustehen, die Lampe anzuzünden und die kleine Feder zu drücken, welche die verteufelte Haube öffnet; aber als geschähe es absichtlich, man hätte sagen können, daß die Bucholb das Fieber hätte, sie warf sich beständig im Bette herum. Ich faßte Geduld in der Hoffnung, daß sie die folgende Nacht einen ruhigeren Schlaf haben würde.

Die folgende Nacht kam herbei; ich hatte mich nicht geirrt. Diese Nacht schlief sie wie ein bleierner Hund. Ich stand vorsichtig auf und zündete die Lampe an. Die Bucholb lag gerade auf der Seite. Ich drückte die Feder, die Platte ging auf, und ich sah unter der Platte über die Schläfe einen Streif, über welchen ich mich nicht irren konnte.

Die Schiene des Schlittschuhes hatte die Haut des Kopfes durchschnitten, und ohne ihre verfluchten grünen Haare, welche den Stoß gemildert hatten, hätte sie ihr den Schädel zerschmettert.

Ich war mit mir im Reinen; meine Frau hatte nicht nur die Mechanik von Edam vorbereitet, sie war es auch, welche das Eis des Sees aufgehauen, und es war meine Frau gewesen, welche in der Absicht, mich zu ersäufen, mich bei dem Beine gezogen hatte.

Sobald ich ersäuft war, kehrte sie nach Monikendamm zurück, und da wir Alles dem zuletzt Ueberlebenden vermacht hatten, so erbte das arme liebe Kätzchen von mir.

Sie werden begreifen, daß man gegen ein solches Geschöpf keine Rücksicht mehr zu nehmen hatte. Mein Entschluß war im Voraus gefaßt. Ich hatte Alles, was ich an Geld besaß, in einen Beutel gethan, mit diesem Gelde wollte ich mich nach gleichviel welchem Lande einschiffen, und in diesem Lande würde ich, gleichviel was mir begegnen sollte, immerhin ruhig und glücklich leben, vorausgesetzt, daß ich fern von der Buchold lebte.

Entschlossen, meinen Plan auszuführen, löschte ich dem zu Folge die Lampe aus, kleidete mich geräuschlos an, nahm meinen Beutel aus dem Schranke und erreichte auf den Fußzehen die Thür.

Als ich die Hand auf den Drücker legte, fühlte ich eine Kralle, welche mich bei dem Kragen packte und mich zurückzog.

Ich wandte mich um, es war die Hexe, die Buchold; sie hatte gethan, als ob sie schliefe und Alles gesehen.

— Ah! sagte sie, so greifst Du es an? nachdem Du mich betrogen, läßt Du mich sitzen, und indem Du mich sitzen läßt, richtest Du mich zu Grunde! warte! warte!

Sie nahm das Bambusrohr aus einer Ecke des Zimmers, aber ich nahm einen Feuerblock aus dem Kamine. Wir schlugen uns Beide zu gleicher Zeit; nur blieb ich stehen, und sie fiel wie ein Sack zu Boden.

Sie fiel wie ein Sack zu Boden, indem sie einen Schrei, oder vielmehr, indem sie einen Seufzer ausstieß, und sobald sie einmal auf dem Boden lag, rührte sie sich nicht mehr.

— Gut! sagte ich, sie ist todt; meiner Treue, um so schlimmer; ich habe ihr nur das gethan, was sie mir thun wollte!

Und indem ich fühlte, ob mein Beutel wirklich in der Tasche war, stürzte ich aus dem Hause, verschloß die Thür hinter mir, warf den Schlüssel in das Meer, und begann über die Wiese in der Richtung von Amsterdam hin zu laufen.

Eine halbe Stunde nachher befand ich mich an dem Ufer des Meeres.

Ich weckte einen mir befreundeten Fischer, der in seiner Hütte schlief. Ich erzählte ihm, daß ich so unglücklich mit meiner Frau wäre, daß ich diese Nacht beschlossen hätte, auszuwandern. Ich bat ihn dem zu Folge, mich nach Amsterdam zu fahren, wo ich die erste Gelegenheit ergreifen würde, Holland zu verlassen.

Der Fischer kleidete sich an, schob seine Barke in das Meer und steuerte nach Amsterdam.

Eine halbe Stunde nachher fuhren wir in den Hafen. Ein prachtvoller Dreimaster schickte sich an nach Ostindien abzusegeln, und lichtete in diesem Augenblicke die Anker.

Ich bin schnell entschlossen.

— Ah! bei meiner Treue, sagte ich zu meinem Freunde, da ist, was ich brauche, und wenn der Kapitän billig ist und nicht zu viel für die Ueberfahrt verlangt, so ist es möglich, ein Geschäft mit einander zu machen.

Und ich rief den Kapitän an.

Der Kapitän kam an das Geländer.

— Holla! Barke, wer ruft? fragte er.

— Ich . . .

— Wer . . . Sie?

— Jemand, der wissen möchte, ob Sie noch Platz für einen Passagier haben.

— Ja, fahrt an das Steuerbord, dort werden Sie die Treppe finden.

— Das lohnt nicht der Mühe, werfen Sie mir ein Fallreep zu.

— Gut! Wie es scheint gehören Sie zum Handwerk.

— Ein Wenig.

Ich wandte mich nach dem Fischer um.

— Was Dich anbetrifft, mein Freund, sagte ich zu ihm, so will ich, daß Du auf meine Gesundheit trinkst, und hier ist ein zehn Guldenstück. — Ah! Tausend Donnerwetter, was ist das?

— Was gibt es? fragte er.

Ich hatte meinen Beutel geöffnet, und statt voll Gold zu sein, war er voller Kiesel.

— Meiner Treue, mein Freund, sagte ich zu dem Fischer, indem ich ihm meinen Beutel zeigte, wie Du siehst, war der gute Wille da. Aber ich bin bestohlen.

— Ah! bah!

— Ja, auf Ehre.

Und ich leerte meinen Beutel in die Barke aus.

— Ei nun! um so schlimmer, Vater Olifus, sagte der wackere Mann. Es ist nicht zu ändern, die gute Absicht war da; das wird mich nicht abhalten auf Eure Gesundheit zu trinken, seid unbesorgt.

— Ohe! rief eine Stimme von der Höhe des Verdeckes; hier ist das verlangte Kabeltau.

Ich gab dem Fischer eine Hand, ergriff das Tau und kletterte wie ein Eichhörnchen hinauf.

— Hier bin ich, sagte ich, indem ich auf das Verdeck sprang.

— Nun denn! sprach der Kapitän, und Eure Koffer?

— Hat man etwa Koffer nöthig, um Matrose zu sein?

— Matrose? Ihr habt gesagt Passagier.

— Passagier?

— Ja.

— Dann habe ich mich versprochen. Ich habe sagen wollen: Haben Sie noch Platz für einen Matrosen?

— Wohlan! Du siehst mir wie ein guter Bursche aus, sagte der Kapitän. — Ja, ich habe Platz für einen Matrosen, und das noch für einen Matrosen zu vierzig Gulden monatlich, da ich Kapitän im Dienste der Ostindischen Compagnie bin, und die Ostindische Compagnie gut bezahlt.

—Wenn sie gut bezahlt, so wird man ihr gut dienen, das ist Alles.

Der Kapitän sagte mir Nichts weiter, ich antwortete ihm nicht mehr; die Anwerbung war eben so gültig gemacht, als wenn alle Notare der Welt sie unterschrieben hätten.

Am zweiten Tage befanden wir uns auf offener See.

XVI.

Die Verheirathungen des Vater Olifus.

Zweite Heirath des Vater Olifus.

Das erste Land, welches wir erblickten, nachdem wir die Küsten von Frankreich aus dem Gesicht verloren hatten, war die kleine, nördlich von Madeira gelegene Insel Porto-Santo. In einem weit dichteren Nebel verborgen, trat Madeira erst zwei Stunden nachher aus ihm hervor. Wir ließen den Hafen von Funchal zu unserer Linken, und setzten unsere Fahrt fort. Am vierten Tage, nachdem wir Madeira umsegelt, erblickten wir den Pic von Teneriffa, der sich in den Wogen des Dunstes zeigte und verlor, welcher seine Seiten gleich einem zweiten Meere mit Wellen zu schlagen schien. Wir fuhren vorüber, ohne anzuhalten, und wir begannen ein grünliches Meer zu befahren, das einer unermeßlichen, mit Kresse bewachsenen Fläche

glich; dichte Lagen von Seegras von einem dunklen, in das Gelbe spielende Grün bedeckten die Oberfläche des Oceans, und bildeten jene Trauben, welche die Matrosen Trauben des Wendekreises nennen.

Es war nicht das erste Mal, daß ich solche Reisen machte. Ich war zwei Mal in Buenos=Ayres gewesen, und hatte das gesehen, was die Seeleute die blauen Gewässer nennen. Ich befand mich daher wieder in meinem Elemente; ich athmete wieder nach meinem ganzen Behagen. Das Schiff war ein guter Segler, und segelte sieben bis acht Knoten in der Stunde. Jeder Knoten entfernte mich um eine Meile von der Bucholo, ich hatte Nichts mehr zu wünschen.

Wir passirten die Linie, es fand wie gewöhnlich ein Fest am Bord statt. Ich zeigte dabei mein von dem alten Ostindienfahrer unterschriebenes Zeugniß vor, und statt Wasser zu empfangen, goß ich es über die Köpfe der Andern.

Der Kapitän war eine gute Haut, er hatte den Rum Preis gegeben, so daß ich mich ein Wenig benebelt schlafen gelegt hatte. Plötzlich befand ich mich, wie man zu sagen pflegt, zwischen Fell und Fleisch, ich schlummerte halb singend, halb schnarchend, indem ich mit der Hand die Käfer verscheuchte, welche ich für fliegende Fische hielt; da schien mir, als ob eine große weiße Gestalt durch die Luke herabkomme und auf meine Hängematte zuschreite.

In dem Maße, als sie sich näherte, erkannte ich die Bucholo; vielleicht schnarchte ich noch, aber ich stehe Ihnen dafür, daß ich nicht mehr sang.

— Ah! sagte sie zu mir, nachdem Du mir zwei Male den Schädel eingeschlagen, einmal mit einem Stoße mit dem Schlittschuhe und ein anderes Mal mit einem Schlage mit dem Feuerblocke, versetzt Du Dich also in diesen Zustand, Trunkenbold! statt zu bereuen und statt Buße zu thun?

Ich wollte ihr antworten, aber es war sonderbar, Sie sprach jetzt, und ich war stumm geworden.

— O! es ist unnöthig, fuhr sie fort, Du bist nicht allein stumm, sondern Du bist auch gelähmt; versuche einmal, Dich aus dem Staube zu machen, versuche.

Die verwünschte Bucholo sah wohl, was in mir vorging, und daß ich übermenschliche Anstrengungen machte, um aus meiner Hängematte zu steigen. Aber Nichts da! mein Bein war steif wie der Fockmast, und es hätte der Schiffswinde bedurft, um mich vom Flecke zu bringen.

Ich ergab mich darein. Ich drehte mich gegen den Wind und blieb wie eine Ankerboje.

Glücklicher Weise konnte ich die Augen schließen, um nicht zu sehen, das war ein Trost; aber unglücklicher Weise konnte ich die Ohren nicht verschließen, um sie nicht zu hören. Sie sagte mir so viel, sie sagte mir so viel, daß es mir am Ende vor den Ohren summte, ohne daß ich die Worte verstand; dann hörte ich nicht einmal das Summen mehr, dann hörte ich die Stunde schlagen; dann hörte ich den Hochbootsmann, welcher rief:

— Die zweite Quartwache auf das Verdeck!

— Sie wissen, was die Quartwachen sind? fragte mich der Vater Olifus.

— Ja, antwortete ich ihm, fahren Sie immerhin fort.

— Ich hatte also die zweite Quartwache. Ich war es, den man rief; ich hörte, daß man mich rief, und ich konnte weder Füße noch Hände rühren. Nur sagte ich mir: Deine Rechnung ist gut, Olifus, Du wirst Seising Prügel bekommen. He! Unglückseliger, man ruft Dich; he, Faulenzer, steh doch auf!

Alles das ging in meinem Innern vor sich, mein Herr. Außerhalb, gute Nacht, Nichts rührte sich.

Plötzlich fühlte ich, daß man mich schüttelte; ich glaubte, daß es die Buchold wäre. Ich machte mich klein; man schüttelte mich stärker. Endlich hörte ich einen Fluch, um das Schiff zu spalten, und eine Stimme, welche zu mir sagte:

— So stehe doch auf! bist Du todt?

Gut! ich erkannte die Stimme des Obersteuermannes.

— Nein! nein! ich bin nicht todt! nein, Vater Vidercome, hier bin ich. Nur helft mir aus meiner Hängmatte zu steigen.

— Wie! ich soll Dir helfen?

— Ja, es ist mir unmöglich, mich selbst zu rühren.

— Gott verzeihe mir, ich glaube, daß er noch nicht wieder nüchtern ist. Warte, warte.

Und er nahm den Stiel irgend eines Besens, der sich in der Nähe befand.

Ich weiß nicht, ob es die Furcht war, welche mir Kräfte verlieh, oder ob meine Erstarrung vorüber war; aber ich war leicht wie ein Vogel. Ich sprang aus meiner Hänge-

matte und sagte: — Hier bin ich! hier bin ich! Es ist die Schurkin, die Bucholo. Wahrlich, dieses Geschöpf ist zu meinem Unglücke geboren.

— Bucholo oder nicht, daß Dir das morgen nicht wieder begegnet, sagte der Obersteuermann; oder wir werden sehen . . .

— O! morgen, äußerte ich, indem ich meine Beinkleider anzog und die Leiter der Luke hinaufkletterte, morgen hat es keine Gefahr.

— Ja, morgen wirst Du nicht mehr betrunken sein, ich begreife es; für heute lasse ich es Dir hingehen; es ist nicht alle Tage das Fest des Wendekreises. Vorwärts, vorwärts auf das Verdeck.

Ich befand mich darauf; niemals habe ich eine ähnliche Nacht gesehen.

Es waren nicht Sterne mehr, die sich am Himmel befanden, mein Herr, es war Goldstaub. Was das Meer anbetrifft, so war es durch einen leichten Wind gekräuselt, wie man keinen andern verlangte, um in das Paradies einzusegeln.

Das war nicht Alles, das Schiff schien die Wellen zu entflammen, indem es sie spaltete. Es war Nichts zu thun. Das Schiff fuhr mit allen Beisegeln unter dem Winde, wie ein junges Mädchen Sonntags in die Messe geht.

Ich bückte mich daher über die Brüstung, und begann das Wasser zu betrachten.

Sehen Sie, Sie vermögen sich nichts Aehnliches vorzustellen. Man sagt, daß es die kleinen Fische sind, die

das machen; ich ziehe es vor zu sagen, daß es der liebe Gott ist. Es war, als ob sich fünfzig Windlichter längs dem Rumpfe des Schiffes befänden und endlose Feuerwerke in dem Fahrwasser des Schiffes anzündeten. Alles das trat auf der dunkeln Farbe der Wellen gleich einer Flammenfahne hervor, deren lange Falten man unter dem Wasser schüttelte.

Plötzlich schien es mir, als ob in Mitte dieser Flammen Etwas wie eine menschliche Gestalt spielte. Die Gestalt machte sich immer sichtbarer, und was erkannte ich? die Buchold!

Sie haben nicht nöthig mich zu fragen, ob ich einen Sprung zurückthun wollte; aber, Nichts da, an das Geländer des Schiffes gefesselt, wie ein Stockfisch daran gefesselt, war es mir unmöglich, mich davon zu entfernen. Im Gegentheile, indem sie in dem Wasser spielte, indem sie mit dem Kopfe untertauchte, indem sie bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken schwamm, winkte sie, machte Buhlereien, lächelte mir zu, daß ich meine Füße den Boden verlassen, meinen Bauch gleiten fühlte; sie zog mich wie ein Schwindel an; ich wollte mich zurückhalten, ich fand Nichts; ich wollte schreien, ich hatte keine Stimme mehr; sie zog mich immerfort an. Ha! verfluchte Sirene Ich fühlte meine Haare sich sträuben, es befand sich an jedem ein Tropfen Wasser, und ich glitt, ich glitt, und der Kopf zog den Unterleib nach, und ich fühlte, daß ich hinabstürzte. Verfluchte Sirene!

Plötzlich packte man mich bei dem Gürtel meiner Hose.

— Aber bist Du denn rasend, Olifus? sagte der Obersteuermann zu mir, indem er mich an sich zog. Zu Hilfe, zwei Mann! zwei kräftige! zwei starke! zu Hilfe!

Sie kamen; es war Zeit! ich zog ihn mit mir fort. Ich fiel wieder auf das Verdeck zurück. O weh!

Ich war in Schweiß gebadet, mein Herr, ich knirschte mit den Zähnen, ich verdrehte die Augen.

— Gut! sagte der Obersteuermann, wenn man epileptisch ist, so sagt man es zum Mindesten, das ist ein Fall, der den Vertrag aufhebt. Das ist was Schönes, ein Matrose, der Nervenanfälle hat. Zieraffe von Olifus, geh.

— Es ist wahr, mein Herr, ich zappelte mit den Beinen, indem ich dabei sagte: Nein, es ist nicht die Epilepsie, es ist die Bucholb. Haben Sie sie etwa nicht gesehen?

— Wen?

— Die Bucholb; sie war da, indem sie wie ein Salamander in dem Wasser und in dem Feuer spielte; sie rief mich, sie zog mich an, sie war es! Ha! verfluchte Sirene.

— Was sagst Du von einer Sirene?

— Nichts, nichts . . .

Sehen Sie, begann Vater Olifus wieder, wenn Sie lange Reisen machen, mein Herr, so müssen Sie mit den Matrosen niemals weder von Sirenen, noch von Nereiden, noch von Meerweibchen, noch von Meermännern sprechen. Auf dem Lande geht das noch an; auf dem Lande spaßen die Matrosen darüber, aber auf dem Meere haben sie das nicht gern, es macht ihnen Furcht. So

viel ist gewiß, daß ich um ein Haar untergetaucht wäre, und daß ich ohne den Obersteuermann einen Schluck aus der großen Tasse trank.

Ich setzte mich an den Fuß des Besanmastes; ich steckte meinen Arm durch ein Tauwerk und erwartete den Anbruch des Tages.

Als der Tag angebrochen war, schien es mir, als ob Alles das ein Traum wäre; nur, da ich ein heftiges Fieber hatte, so sah ich ein, daß bei alle dem etwas Wirkliches zum Grunde läge. Nun aber war die Wirklichkeit sehr einfach; ich hatte der Bucholb einen Schlag mit dem Feuerblocke versetzt, so gut versetzt, daß sie daran gestorben war, und es war ihre Seele, welche kam, um Gebete von mir zu verlangen.

Unglücklicher Weise gibt es auf den Schiffen der ostindischen Compagnie keinen Kaplan; wenn sich ein Kaplan darauf befunden hätte, so hätte ich ihn eine Messe lesen lassen, und Alles war abgemacht. Nun fiel mir ein anderes Mittel ein, ein bekanntes Mittel.

Ich nahm eine Muskatnuß, schrieb den Namen der Bucholb darauf, wickelte sie in Leinwand, verschloß das Ganze in eine Büchse von verzinntem Blech, machte auf dem Deckel zwei durch einen Stern von einander getrennte Kreuze, und als der Abend gekommen war, warf ich den Talisman mit einem De Profundis in das Meer, und legte mich hierauf in meine Hängematte.

Kaum befand ich mich darin, als ich rufen hörte:

—Ein Mann im Meer!

Wenn man diesen Ruf hört, so gilt er, wie Sie

wissen, für Jedermann; denn auf einem Schiffe ist heute die Reihe an meinem Kameraden, und wird morgen vielleicht an mir sein. Ich sprang aus meiner Hängematte und eilte auf das Verdeck.

Es fand ein Augenblick der Verwirrung statt. Jeder sagte: Wer ist es denn? Wer ist in dem Meere? Bin ich es, bist Du es, ist er es? Aber gleichviel, da sich auf einem gut unterhaltenen Schiffe immer ein mit einem Messer versehener Mann an dem Tau der Rettungsboje, oder bei dem Haken befindet, den man loslassen muß, um die Rettungsboje in das Meer fallen zu lassen, so hatte der Mann sein Werk bereits gethan, und die Rettungsboje befand sich in dem Fahrwasser des Schiffes.

Während dieser Zeit rief der Kapitän:

—Holt das Steuer an; laßt die oberen Segel los; laßt die Hißtaue und die Schoten schießen.

Sehen Sie, das ist folgendes Manöver; wenn ein Mann ins Meer fällt, so dreht man das Schiff gegen den Wind, und wenn man, um das Schiff gegen den Wind zu drehen, nicht die Hißtaue und die Schoten schießen ließe, so würde man während der Zeit, daß es seine Wendung macht, gar viele Spieren zerbrochen und gar viele Beisegel zerrissen haben, besonders wenn es mit vollem Winde fährt.

Zu gleicher Zeit hißte man das Boot mittelst eines Taues; man nahm ein Stück altes Tauwerk, das stark genug war, um es zu tragen; man steckte das Tau von oben nach unten in eine Hißtaukette. Kurz, man ließ ein Boot in das Meer.

Während dieser Zeit befand sich Jedermann auf dem Hinterkastel; es war eine wahre Rettungsboje, die man mit einem Feuerwerke, um es zu erleuchten, herabgelassen hatte; das Feuerwerk brannte, so daß man eine Person sehen konnte, welche schwamm!

Wenn ich sage, daß man sehen konnte, so irre ich mich, nur ich allein sah, und vergebens mogte ich sagen: Seht Ihr? seht Ihr? die Andern sagten: Nein, wir sehen Nichts.

Indem sie dann um sich herumblickten, sagten die Schelme von Matrosen: — Hier bin ich, da bist Du, da ist er, wir sind Alle da.

Wer hat denn einen Mann ins Meer fallen sehen?

Jedermann sagte:

— Ich nicht, ich nicht, ich nicht.

— Wer aber hat am Ende gerufen, daß ein Mann ins Meer gefallen sei?

— Ich nicht, ich nicht, ich nicht.

Niemand hatte gesehen, Niemand hatte gerufen. Während dieser Zeit hatte der Schwimmer oder die Schwimmende die Rettungsboje erreicht, und ich sah deutlich eine Person an dieselbe geklammert.

— Gut, sagte ich, er hält sie.

— Was?

— Die Rettungsboje.

— Wer?

— Der Mann, der im Meere ist.

— Du siehst Jemand auf der Rettungsboje?

— Ei, bei Gott!

— Sagt doch, Olifus, wer sieht Jemand auf der Rettungsboje, sagte der Obersteuermann. Bis jetzt scheint es, daß ich gute Augen hatte, aber es scheint, daß ich mich irrte.

Das Boot war in dem Meere und ruderte nach der Rettungsboje.

— Ohe! Ihr auf dem Boote! rief der Obersteuermann, seht Ihr Jemand auf der Rettungsboje?

— Niemand.

— Sagt doch, da fällt mir etwas ein, sagte der Obersteuermann, indem er sich nach den Matrosen umwandte.

— Was?

— Daß Olifus es ist, der gerufen hat: Ein Mann im Meere!

— Ah! das ist stark!

— Dam! Niemand fehlt, Niemand sieht die Rettungsboje besetzt; nur Olifus behauptet, daß Jemand fehlt; nur Olifus sieht Jemand auf der Boje; er muß seine Gründe dazu haben.

— Ich sage nicht, daß Jemand fehlt, ich sage, daß sich Jemand auf der Boje befindet.

— Wir werden es wohl sehen; da führt das Boot sie zurück.

In der That, das Boot hatte die Boje erreicht und sie an sein Hintertheil befestigt, so daß sie in dem Fahrwasser folgte.

Ich sah deutlich eine Person auf der verteufelten Ret-

tugsboje sitzen, und je näher das Boot kam, desto deutlicher sah ich.

—Ohe! Ihr von dem Boote, rief der Obersteuermann aus, was führt Ihr uns da zu?

—Nichts.

—Wie, Nichts! rief ich aus, Ihr seht nicht? Ihr seht nicht?

—Nun! was hat er denn? man sollte meinen, daß ihm die Augen aus dem Kopfe hervortreten würden.

In der That, sehen Sie, ich hatte so eben meine Sache erkannt, und ich sagte: Gut! mit mir ist es aus! die Person, welche sich auf der Rettungsboje befand, mein Herr, war die Bucholdd, welche ich in einer Büchse von verzinntem Blech in das Meer geworfen zu haben glaubte.

—Bringt sie nicht an Bord! rief ich aus. Werft sie in das Meer . . . Seht Ihr nicht, daß es eine Sirene ist? seht Ihr nicht, daß es ein Meerweibchen ist? seht Ihr nicht, daß es der Teufel ist?

—Ah! ah! sagte der Obersteuermann, er ist wahrhaftig wahnsinnig; bindet mir diesen Burschen da und benachrichtigt den Wundarzt.

In einem Nu war ich gebunden und in ein Krankenzimmer gebracht; dann kam der Wundarzt mit seiner Lanzette.

—O! sagte er, es hat Nichts zu bedeuten; ein hitziges Fieber, sonst Nichts. Ich will ihm tüchtig zur Ader lassen, und wenn er in drei Tagen nicht gestorben ist, so wird Aussicht vorhanden sein, daß er davon kömmt.

Ich erinnere mich Nichts mehr, als daß ich einen

Schmerz am Arme empfand, daß ich mein Blut fließen sah, und daß ich in Ohnmacht fiel.

Ich wurde indessen nicht so schnell ohnmächtig, um nicht den Kapitän ganz laut sagen zu hören:

— Niemand, nicht wahr?

Und die ganze Mannschaft antworten:

— Niemand.

— Ah! der Spitzbube von Olifus, ich verspreche ihm Eines, nämlich ihn auf dem ersten Lande auszusetzen, das wir antreffen werden.

Nach diesem angenehmen Versprechen verlor ich die Besinnung.

XVII.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Zweite Heirath des Vater Olifus.

Der Kapitän war ein Mann von Wort. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in der That auf dem Lande. Ich erkundigte mich, in welchem Welttheile ich mich befände, und ich erfuhr, daß mich der Dreimaster, Jean de Witt, das war der Name des Schiffes der ostindischen Compagnie, im Vorüberkommen auf Madagaskar ausgesetzt hätte.

Da ich drei und einen halben Monat am Bord des Jean de Witt gedient hatte, so fand ich unter meinem Kopfkissen eine Summe von Hundert und vierzig Gulden, was gerade den Lohn für meine drei und einen halben Monat ausmachte.

Sie sehen, daß der Kapitän bei Allem noch ein wacke-

rer Mann war. Er konnte mir einen Monat abziehen, da ich seit einem Monate keinen Dienst mehr that.

Während dieses Monates, in welchem mir es unmöglich war, zu sagen, was sich zugetragen hatte, waren wir in Sanct Helena gelandet, hatten das Kap umsegelt und bei Tamatavi Anker geworfen, wo man mich ausgesetzt hatte.

Da es nicht in Tamatavi war, wo ich irgend eine Niederlassung zu gründen wünschte, sondern in Ostindien, so erkundigte ich mich bei meinem Wirthe nach einem Ueberfahrtsmittel. Eine Gelegenheit nach Ostindien war in Tamatavi ein seltenes Ereigniß. Mein Wirth rieth mir dem zu Folge Saint Marie zu erreichen, wo die Aussicht besser für mich sein würde. Ein Schiff segelte acht Tage nachher nach Point Larrée ab; ich beschloß, auf ihm Ueberfahrt zu nehmen, wenn ich mich in acht Tagen besser befände.

Ich hatte nur eine Furcht, mein Herr, es gab nur Eines, was veranlassen konnte, daß ich mich schlimmer befände; nämlich, wenn man etwa zufällig meine Frau mit mir ausgeschifft hätte.

Die erste Nacht brachte ich in Aengsten zu, daß es nicht zum Aushalten war; bei dem geringsten Geräusche, das ich hörte, sagte ich: Gut! die Bucholo! und der Schweiß trat mir auf die Stirn; dabei fand, wie Sie begreifen werden, noch ein wenig Fieber statt.

Endlich brach der Tag an. Nichts. Ich athmete wieder freier.

Die zweite Nacht, wieder Nichts.

Die dritte eben so.

Die vierte, die fünfte, die sechste, die siebente, die achte Nichts. Ich genas daher auch sichtlich, und als mein Wirth mir zu sagen kam: Nun denn, sind Sie im Stande nach Saint Marie aufzubrechen? sagte ich zu ihm: Ich glaube wohl, und in zehn Minuten war ich bereit.

Unsere Rechnung war bald geordnet. Er wollte Nichts annehmen, und ich zahlte lieber in Dankbarkeit als in Münze, da ich besser mit der einen als mit der andern versehen war; ich bestand daher nicht darauf; wir umarmten uns und ich schiffte mich nach Point Larrée ein.

Nicht ohne Besorgniß setzte ich den Fuß wieder auf das Meer. Bei jedem Fische, den ich erblickte, glaubte ich, daß es meine Frau wäre. Man wollte unterweges fischen, aber ich bat so sehr, daß die Matrosen nicht den Muth hatten, die Angeln auszuwerfen.

Ich war nicht eher wirklich ruhig, als bei meiner Ankunft in Point Larrée. Das Meer war das Element der Bucholb; da ich sie aber während der Ueberfahrt nicht erblickt hatte, so sagte ich mir: Gut! sie hat die Spur verloren.

Ich beschloß nichts desto weniger, daß ich von Point Larrée nur zu Lande nach Tintingue gehen wollte. Das Land war mein Element, und es schien mir, daß ich auf ihm weit stärker wäre. Das ist sonderbar, ich, der ich vorher nicht wußte, wozu das Land dienen könnte,

als etwa Wasser auf ihm einzunehmen und Fische trocknen zu lassen.

Ich wurde daher mit zwei schwarzen Führern einig, welche gegen ein Gabelmesser, das ich besaß, und das sich in zwei Theile trennen ließ, einwilligten, mich von Point Larrée nach Tintingue zu führen. Sie werden begreifen, daß das wieder geschah, um meine Hundert und vierzig Gulden zu sparen.

Am folgenden Tage brachen wir auf; das hieß nicht zu Lande gehen, denn mit jedem Augenblicke war der Weg von Flüssen und Morästen durchschnitten, in denen uns das Wasser bis an den Gürtel ging. Von Strecke zu Strecke erblickten wir einige Inseln festen Landes, auf denen es von Wild wimmelte. — Sind Sie Jagdliebhaber?

— Ja.

— Nun denn! wenn Sie da gewesen wären, so würden Sie Sich gut belustigt haben. Die Perlhühner, die Turteltauben, die Wachteln, die grünen Tauben, die blauen Tauben, alles das flog zu Tausenden auf, so daß wir uns mit Hilfe eines Stockes einen fürstlichen Braten verschafften. Mittags hielten wir unter Palmen an; das war die Stunde des Mittagessens. Ich rupfte unsere Perlhühner, meine Neger machten Feuer, man schüttelte einige Bäume, welche ihre Früchte gaben, wie der König von Holland deren niemals ähnliche gegessen hat.

Und wir begannen unser Mahl.

Es gab nur eines, das uns fehlte; nämlich eine gute Flasche Bordeauxwein oder Ale von Edinburg; da ich

aber ein Philosoph bin, und das zu entbehren weiß, was mir fehlt, so ging ich nach dem Bache, um aus der Hand zu trinken.

Als das einer meiner Führer sah, sagte er zu mir:

—Das Wasser nicht gut, Mosje.

—Bei Gott, antwortete ich, ich weiß wohl, daß es nicht gut ist, und ich würde Wein vorziehen.

—Mosje würde Wein vorziehen?

—Ei ja doch, Mosje würde Wein vorziehen, erwiderte ich ungeduldig.

—Nun denn! ich will ihm Wein geben.

—Wein?

—Ja, und neuen Wein. Kommen Sie, Mosje.

Ich folgte ihm, indem ich mir in meinem Innern sagte: Ah! Spaßvogel, wenn Du mich zum Narren hast, so werden wir unsere Rechnung bei der Ankunft machen.

Ich sagte: bei der Ankunft, sehen Sie, weil unterweges meine Schelme mir einen schlimmen Streich hätten spielen können, während einmal angekommen . . .

—Ja, ja, ich begreife.

—Ich folgte ihm also; er ging ohngefähr dreißig Schritte weit, und indem er hierauf um sich blickte, sagte er:

—Kommen Sie, kommen Sie, Mosje, da ist das Faß.

Und er zeigte mir einen Baum.

Ich sagte, immer in meinem Innern: Ah! Spaßvogel, wenn Du mich zum Narren hast . . .

—Nun denn! es war ein Ravenalabaum, den er Ihnen zeigte, sagte Biard.

Olifus blickte ihn mit großen, ganz verwunderten Augen an.

—Ei, Sie wissen das?

—Bei Gott!

—Wie Sie gesagt haben, war es ein Ravenala, der den Beinamen der Baum des Reisenden hat; nun denn! ich hatte schon viele Reisen gemacht, und dennoch kannte ich diesen Baum nicht, so daß, als er ein Blatt pflückte, dem er die Form eines Glases verlieh, und als er zu mir sagte: Nehmen Sie das, Mosje, und verlieren Sie keinen Tropfen davon, ich immer noch wiederholte: Ah! Spaßvogel!

Mein Herr, er stieß mit meinem Messer in den Baum, und sehen Sie, es floß ein Wasser, oder vielmehr ein Wein, oder vielmehr ein Likör aus ihm heraus.

Ich nahm meinen Hut vor ihm ab, mein Herr, wie als ob dieser Affe von Neger ein Mensch wäre.

Nach mir tranken meine beiden Neger.

Nach ihnen begann ich wieder zu trinken. Ich hätte bis zu dem folgenden Tage getrunken, aber sie sagten mir, daß wir uns wieder auf den Weg begeben müßten. Ich wollte einen Zapfen in den Baum stecken, so viel Kummer machte es mir, eine so gute Flüssigkeit verloren gehen zu sehen, aber sie sagten mir, daß ich auf der ganzen Reise Ravenalas finden würde, daß es in Madagaskar Wälder von Ravenalas gäbe.

Ich hatte einen Augenblick lang Lust in Madagas-

kar zu verweilen, und einen dieser Wälder auszubeuten.

Am folgenden Tage kamen wir nach Tintingue; meine Führer hatten mich nicht belogen; auf dem ganzen Wege hatten wir Ravenalas gefunden, die ich angebohrt hatte.

In Tintingue wollte es der Zufall, daß ich einem reichen Chingulesen begegnete, der Handel mit Perlen trieb. Der Augenblick dieser Fischerei, welche im Monat März stattfindet, war herbeigekommen, und er war gekommen, um Taucher auf der Küste von Zanguebar und und unter den Unterthanen des Königs Radhama zu suchen, welche für die kühnsten Fischer von der Welt gelten. Er erkannte mich als einen Europäer. Er suchte einen Fischereidirector. Er glaubte, daß ich für ihn passen würde; er paßte für mich vollkommen. Ich machte ihm den Antrag, mich auf Probe zu nehmen; er nahm es an. Vierzehn Tage nachher gingen wir in dem Hafen von Colombo vor Anker.

Es war keine Zeit zu verlieren; die Fischerei hatte bereits angefangen. Wir hielten uns in Colombo nicht lange auf, und segelten nnch Condatchy, was der Bazar der Insel ist. Mein Chingulese war einer der Hauptpächter der Fischerei; wir segelten mit einer wahren Flotte ab, und steuerten nach der Insel Mannar, in deren Umgegend die Fischerei stattfindet.

Unsere Flotte bestand aus zehn Barken, jede mit zwanzig Mann bemannt. Von diesen zwanzig Mann bilden zehn die Schiffsmannschaft, zehn sind Taucher.

Diese Barken haben eine eigenthümliche Form, sind lang und breit, haben nur einen Mast und ein Segel, und gehen nicht tiefer als achtzehn Zoll im Wasser.

Ich war der Patron einer dieser Barken.

Ich hatte meinem Chingulesen im Voraus gesagt, daß ich nichts von der Perlenfischerei verstände, daß ich aber ein Bootsmann von erster Stärke wäre, und er wurde in der That bald gewahr, daß ich meine Barke auf eine Weise führte, nach der die andern Patrone nur als dumme Teufel erschienen.

Nur wurde ich nach Verlauf von drei Tagen Eines gewahr, nämlich daß unsere Taucher, wenn sie geschickt waren, zuweilen in einem Tage zehn Mal das verdienen konnten, was ich, ihr Patron, in einem Monate verdiente.

Das kam daher, weil die Fischer mit einem Zehntel an dem Fange interessirt sind, den sie machen, so daß, wenn ein Taucher Glück hat, wenn er auf eine schöne Austernbank geräth, er in der Fischzeit, das heißt, in zwei Monaten, zehn, fünfzehn und zwanzig Tausend Franken verdienen kann, während ich in diesen zwei Monaten einzig und allein fünf Hundert Franken verdiente.

Nun begann ich die Art und Weise zu studiren, wie es meine Leute anfingen. Am Ende war es nicht um das Meer auszutrinken.

Jeder Taucher nahm zwischen seine beiden Füße oder befestigte um seine beiden Hüften einen ohngefähr zehn Pfund schweren Stein; mit diesem Steine beschwert, der

ihn auf den Grund zog, tauchte er dann in das Wasser. In der einen Hand hielt er ein Netz, und raffte mit der andern so viele Austern zusammen, als er finden konnte. Wenn er keine Luft mehr hatte, so schüttelte er das Tau, das ihn an der Barke zurückhielt, und man zog ihn wieder auf die Oberfläche des Wassers. Jeder Mann der Schiffsmannschaft wachte über ein Tau, so daß der Taucher nicht nöthig hatte, das Zeichen zwei Mal zu geben. Deshalb ist gleiche Anzahl von Matrosen nöthig als Taucher.

Der Fang war vortrefflich, und ich bedauerte nur, mich als Patron und nicht als Taucher verdingt zu haben. In Monikendamm hatte ich einen gewissen Ruf, lange unter dem Wasser zu bleiben, und dies kam mir gut zu Statten, als ich genöthigt gewesen war, meinen Weg unter dem Eise zu suchen, — Sie wissen, in dem See von Stavorin. — Das Einzige, was mich tröstete, war, daß ich eine gräßliche Furcht davor hatte, im Tauchen der Buchold zu begegnen, und dann, wie Sie begreifen werden, war es kein Spaß mehr. Gute Nacht, Ihr Austern! Lieber würde ich mein ganzes Leben lang Patron mit zwei Hundert und fünfzig Franken monatlich geblieben sein.

Uebrigens war das nicht das Einzige, was dabei zu fürchten stand; die Haifische kennen die Zeit der Fischerei, wie als ob sie Kalender hätten, und die Masse dieser Fische, die während der zwei Monate, welche sie dauert, in der Bai von Mannar herumzustreifen pflegen, ist unglaublich. Es gab daher auch keinen Tag, daß

sich nicht irgend ein Unfall zutrug. Aber ich muß sagen, daß, wenn nur die Haifische gewesen wären, mich das nicht abgehälten hätte zu tauchen; es war die Bucholo.

Unter der Zahl unserer Taucher hatten wir einen Neger und seinen Sohn am Bord; es waren zwei prachtvolle Afrikaner, welche meinem Chingulesen von dem Iman von Mascate selbst geschenkt worden waren; der Knabe war fünfzehn, und der Vater fünf und dreißig Jahre alt. Sie waren unsere verwegensten und unsere geschicktesten Taucher. Während der zehn bis zwölf Tage, daß die Fischerei dauerte, hatten sie allein fast eben so viele Austern zusammengerafft, als die andern acht Fischer mit einander. Ich hatte Freundschaft für den kleinen Schwarzen gefaßt, und unter seinen Kameraden war er es, dem ich besonders bei seinem Untertauchen folgte; bei dem Herauskommen aus dem Wasser legte er daher seinen Fang zu meinen Füßen nieder, und ich wachte über seinen Antheil. Man nannte ihn Abel.

Eines Tages warf er sich in das Wasser. Gut! er blieb immer fünfzehn bis zwanzig Sekunden darin, ohne wieder zu erscheinen; was ungeheuer ist, kaum war er verschwunden, als er gegen seine Gewohnheit das Tau heftig schüttelte. Der Mann, der mit dem Taue beauftragt war, dachte an andere Dinge; er hatte den armen Schwarzen so eben in das Meer springen sehen. Als ich zu ihm sagte: Aber, so zieh doch auf! Einfaltspinsel, zieh doch auf! Du siehst wohl, daß sich irgend etwas Außergewöhnliches da unten zuträgt, zieh doch auf!

Geh zum Henker; es war schon zu spät. Ich sah einen großen rothen Punkt, auf die Oberfläche des Wassers steigen, und dann in Mitte der Lache den Knaben, der mit einem über dem Knie abgebissenen Beine in dem Wasser plätscherte.

Im selben Augenblicke erschien der Vater wieder; er sah das krampfhafte Gesicht seines Sohnes, das Blut, welches das Wasser röthete. Er weinte nicht, er schrie nicht, nur wurde sein wie Ebenholz schwarzes Gesicht aschfarbig. Er stieg mit dem kleinen Abel wieder in die Barke, legte ihn mir auf den Schooß, nahm ein großes Messer, schnitt den Strick ab, der den Stein um seine Hüften befestigte, schnitt das Tau ab, das ihn an die Barke band, und tauchte gerade in dem Augenblicke unter, wo der Haifisch auf das Wasser kam.

Ich sagte: Gebt Acht, Ihr Andern, ich kenne den Mann, wir werden irgend Etwas Spaßhaftes sehen.

Kaum hatte ich ausgesprochen, als der Haifisch, dessen Rückenflossen man über dem Wasser sah, das Meer mit seinem Schwanze peitschte und gleichfalls untertauchte, und nun entstand in dem Wasser ein Geplätscher und Wirbel, ein entsetzliches Durcheinander, und der Kleine schrie mit glühenden Augen, ohne an sich zu denken: Muth, Vater, Muth! tödte, tödte, tödte, und er wollte sich mit seinem armen zerrissenen Beine wieder in das Meer stürzen. Glauben Sie mir, Sie werden niemals etwas dem Aehnliches sehen, was sich vor unseren Augen zutrug; das dauerte eine Viertelstunde, eine große Viertelstunde. Während dieser Viertelstunde kam er nur

fünf Male wieder auf die Oberfläche des Wassers, um Athem zu schöpfen, um mit den Augen seinem Sohne einen Wink zu geben, wie um ihm zu sagen: — Geh, sei unbesorgt, Du wirst gerächt werden, und dann tauchte er wieder unter, und sogleich wurde das Meer wieder wie durch einen unterseeischen Sturm gepeitscht. Auf zwanzig Schritte im Umkreise war es nur ein Blutfleck; das Ungeheuer machte sechs Fuß hohe Sprünge aus dem Wasser, und man sah, wie seine Eingeweide aus dem aufgeschlitzten Bauche heraushingen; endlich begann das Meer ruhig zu werden; es war nicht mehr der Mann, der Athem zu schöpfen kam, es war das Thier. Endlich begann der Haifisch seinen Todeskampf, drehte sich um sich selbst, peitschte verzweifelt die Luft mit seinem Schwanze, tauchte unter, erschien wieder, tauchte nochmals unter, dann sah man Etwas wie Silberblitze unter den Wellen flammen; das war der Hay, der mit dem Bauche nach oben wieder herauf kam, und regungslos und steif wie ein Balken schwamm.

Der Haifisch war todt.

Nun erschien der Neger gleichfalls wieder, nahm seinen Sohn aus meinen Armen, und setzte sich mit ihm an den Fuß des Mastes.

Der Wundarzt eines französischen Schiffes, das sich in der Bai von Colombo befand, machte dem armen Abel die Amputation, und der Unternehmer der Fischerei überließ dem Vater den ganzen Antheil der Austern, die er gefischt hatte.

Indem ich den Haifisch betrachtete, der wieder auf

die Oberfläche des Wassers gekommen war, und seine drei und sechszig Wunden zählte, von denen zwei das Herz durchbohrten, hatte ich folgende Betrachtung angestellt; nämlich, da man sich wohl gegen einen Haifisch vertheidigt, da man wohl mit einem Haifische fertig wird, man sich wohl auch gegen eine Frau vertheidigen, und mit einer Frau fertig werden kann, wäre es auch ein Meerweibchen. „Ich schämte mich daher über meine Feigheit, und da der Antheil der Perlaustern der beiden Neger während der zehn Tage der Fischerei auf mehr als zwölf Tausend Franken geschätzt ward, so fühlte ich mich von dem Gedanken gequält, mein Glück zu machen, so daß bei dem ersten Male, wo mein Chingulese uns einen Besuch abstattete, was er alle vier bis fünf Tage zu thun nicht ermangelte, ich als eine Gunst von ihm verlangte, meine Stellung als Patron der Barke gegen die eines einfachen Tauchers zu vertauschen.

Dieses Verlangen schien ihm unangenehm zu sein.

—Olifus, sagte er auf Holländisch zu mir, es ist mir leid, daß Ihr das von mir verlangt, Ihr seid einer meiner guten Patrone, und wenn es nur dessen bedarf, Euren Sold zu verdoppeln, um Euch zu behalten, so will ich ihn verdoppeln.

—Sie sind sehr gütig, antwortete ich ihm, aber sehen Sie, ich bin von bretagnischem Ursprunge und dazu noch zum Holländer okulirt; wenn mir etwas in den Kopf kömmt, so setzt es sich so fest darin, daß ich selbst es nicht herauszubringen vermag. Ich habe mir

in den Kopf gesetzt, Perlen zu fischen, dem ist so und dem wird so sein, es kann nicht anders sein.

—Verstehst Du zum Mindesten zu tauchen?

—O! ich bin in Dänemark, dem Vaterlande der Seehunde, geboren.

—Wohlan! laß sehen, was Du zu machen verstehst.

—O! was das anbetrifft, sagte ich, das wird nicht lange dauern.

In einem Nu zog ich mich ganz nackend aus, befestigte mir einen Stein von zehn Pfund an den Füßen, nahm ein Netz in die linke Hand, wie ich es die andern Taucher machen sah, vergaß nicht, ein mit einem guten Stiele versehenes Messer, das ich in meinen Gürtel steckte, ließ mich an der Stelle des armen kleinen Abel anbinden, und sagte mir: — A bah! meiner Treue, um so schlimmer, wenn die Buchold da ist, so wird man sie sehen, und ich sprang in das Meer.

Es war ohngefähr sieben Faden tief, ich sank ziemlich rasch auf den Grund, schlug dann die Augen auf und blickte um mich, das war der Augenblick der Angst.

Keine Buchold, aber Austern, um sie mit der Schaufel aufzuraffen.

Ich füllte mein Netz und zog die Schnur, damit man mich wieder hinaufzöge. Ich war bei dem ersten Male zehn Sekunden unter dem Wasser geblieben.

Ich leerte das Netz zu den Füßen unseres Unternehmers aus.

—Da, sagte ich zu ihm, was sagen Sie dazu?

—Daß Du ein geschickter Taucher bist, daß Du in

der That Dein Glück machen kannst, und daß ich nicht das Recht habe, Dich daran zu verhindern.

Diese Bereitwilligkeit, das zu thun, was ich wünschte, verlieh mir ein wenig Scham. Ich verglich das Verfahren des Patrons der Fischerei mit dem des Patrons der Barke. Ich hatte nicht die glänzende Seite.

— Indessen, sagte ich zu ihm, da Sie mich als Patron, und nicht als Taucher angenommen haben, so haben Sie das Recht, mehr von mir, als von den Andern zu verlangen.

— Nein, sagte er, wir werden das auf eine andere Weise, und hoffentlich zur Zufriedenheit von Jedermann einrichten. Du bist ein guter Patron und ein guter Taucher. Die Taucher haben das Recht auf das Zehntel ihres Fanges; da Du mir Dienste erweisest, so gebe ich Dir den achten Theil der deinigen; das heißt, daß Du sieben Tage Patron, und am achten Tage Taucher sein wirst. Wohlverstanden, daß das Ganze dessen, was Du an diesem achten Tage fischest, Dein sein wird. Bist Du damit zufrieden?

— Ich glaube wohl, daß ich damit zufrieden bin.

— Wohlan denn! jetzt, da die Fischzeit bereits seit einigen Tagen angefangen hat, so nimm an, daß unsere Uebereinkunft seit sieben Tagen geschlossen ist, und fange morgen an.

Es war dagegen Nichts zu sagen, als ihm zu danken. Ich ergriff seine Hand und küßte sie.

Das ist die Art und Weise in diesem Lande zu danken.

Ich erwartete den folgenden Tag voll Ungeduld.

XVIII.

Die Heirathen des Vater Olifus.

Zweite Heirath des Vater Olifus.

Nahi=Nava=Nahina.

Ich hatte mich nicht geirrt, fuhr der Vater Olifus fort, nachdem er von dem Ratafia zu dem Rum übergegangen war. Die Fischerei war vortrefflich; während der sechs Tage, in denen ich mich dieser Arbeit widmete, fischte ich ohngefähr für sieben Tausend Franken Perlen, und ich sah weder Haifisch, noch Bucholo.

Die Zeit der Fischerei war beendigt; ich dankte meinem Chingulesen, indem ich ihm meine Dienste für das folgende Jahr anbot, und nachdem ich meinen Gewinn in Geld umgesetzt, zog ich mich nach Negondo zurück, einem reizenden, mit Wiesen umgebenen und mit Zimmetwäldern beschatteten Dorfe.

Ich hatte die Absicht, alle die Monate, welche zwischen den beiden Jahreszeiten der Fischerei verfließen mußten, zu irgend einem Handel zu verwenden, sei es nun mit Zimmetrinde, oder mit Shawls, oder mit Stoffen. Das konnte mir nicht schwer werden, da die vorherrschende Bevölkerung von Colombo, eine der Hauptstädte der Insel, die nur einige Stunden von Negondo entfernt ist, noch heut zu Tage aus Holländern besteht.

Ich fing damit an, in Negondo ein Haus zu kaufen; das ist keine große Ausgabe; für drei Hundert Franken hatte ich eines der hübschesten des Dorfes. Es war eine allerliebste Hütte von Bambusrohr, die mit Stricken aus den Fasern des Kokosnußbaumes verbunden waren, und hatte nur ein Stockwerk und drei Zimmer; aber drei Zimmer, das war Alles, was ich bedurfte. Mittelst fünf Hundert Franken hatte ich eine der bequemsten Haushaltungen der Insel. Sie bestand aus einem Bette, vier Matten, einem Mörser, um den Reis zu stoßen, sechs irdenen Schüsseln, und einem Reibeisen für die Cocosnuß.

Ich hatte bereits die Art des Handels beschlossen, den ich treiben wollte; er bestand darin, europäische Stoffe in Colombo zu kaufen, und Tauschhandel mit den Bedaths zu treiben.

Ich will Ihnen sagen, was die Bedaths sind.

Die Bedaths ist ein Stamm, der sich in den Wäldern verbirgt, der unabhängig lebt, der keinen König hat und der sich durch seine Jagd ernährt. Diese Schelme haben nicht einmal nöthig Häuser zu kaufen, da sie weder Städte noch Dörfer, nicht einmal eine einfache Hütte ha-

ben. Ihr Bett ist der Fuß eines mit dornigen Zweigen umgebenen Baumes; wenn irgend ein Elephant, irgend ein Löwe, irgend ein Tiger durch die Hecke zu dringen versucht, die sie gemacht haben, so weckt sie das Geräusch, sie klettern auf ihren Baum, und lachen von dort aus die Tiger, die Löwen und die Elephanten aus. Was die Schlangen anbetrifft, mögen es nun die Cobra di Capellos, die Caravillas, die Ti Polongas oder die Bodrou Panis sein, vier Schufte von Schlangen, welche einen Menschen wie eine Fliege tödten, so spaßen sie darüber, wie über den Trommelschlag der Schweizer, da sie Zaubermittel gegen ihre Bisse haben; es gibt also nur die Pembera, die freilich kein Gift hat, aber einen Menschen verschlingt, wie wir eine Auster verschlingen, über die sie sich zu beunruhigen haben; aber, wie Sie begreifen werden, sind Insecten von fünf und zwanzig bis dreißig Fuß Länge nicht gewöhnlich. Kurz, sie haben also keine Häuser, und sie kommen ohne sie zurecht.

Die Art und Weise, mit ihnen Handel zu treiben, ist folgende; wenn sie irgend einen fabricirten Gegenstand, wie Eisen oder Stoff bedürfen, so nähern sie sich den Städten oder den Dörfern, hinterlegen an einem verabredeten Orte Wachs, Honig oder Elfenbein, schreiben in schlechtem Portugiesisch auf ein Baumblatt das, was sie dagegen wünschen, und man überbringt es ihnen.

Ich setzte mich daher mit den Bedaths in Verbindung, und trieb mit ihnen Tauschhandel gegen Elfenbein.

Inzwischen hatte ich mir eine Gesellschaft gebildet. Ich ging besonders mit einem wackeren Chingulesen um,

einem rasenden Damenbretspieler, welcher Handel mit Zimmet trieb. Zehn Male hatte er sich im Spiele zu Grunde gerichtet, und zehn Male hatte er sein Vermögen wieder hergestellt, um sich nochmals zu Grunde zu richten. Er war der Mann, der sich vielleicht am besten von Allen auf der Insel auf Gewürze verstand, und bei dem bloßen Anblicke eines Zimmetbaumes sagte er: — Gut! das ist wahrer Courouundou, das heißt, das ist, was es Bestes gibt. Ich muß Ihnen sagen, daß es in Ceylon zehn Arten von Zimmetbäumen gibt, und daß die Erfahrensten sie nicht zu unterscheiden wissen; er irrte sich darin niemals. Woran erkannte er das? etwa an der Form des Blattes, welches dem des Orangenbaumes gleicht? an dem Dufte der Blüthe? oder an seiner kleinen gelben Frucht, ohngefähr von der Größe einer Olive? ich weiß es nicht, so viel ist gewiß, daß er die Hand an einen Zimmetbaum legte, ihm seine erste Borke nahm, die zweite spaltete, sie trocknen ließ, sie in Cokosnußleinwand rollte, seinen Namen auf den Ballen schrieb, und alles war abgemacht; man verlangte nicht einmal die Probe zu sehen.

Sobald er sein Geld in der Tasche hatte, ließ er es klingen, und wer Damenbret spielen wollte, hatte seinen Spieler bereit.

Nun aber wissen Sie oder wissen es nicht, daß die Chingulesen rasend auf das Spiel versessen sind. — Wenn sie kein Geld mehr haben, so spielen sie um ihre Möbeln; — wenn sie keine Möbeln mehr haben, verspielen sie ihre Häuser; — wenn sie keine Häuser mehr haben, setzen sie einen, zwei, drei Finger . . .

— Wie! einen, zwei, drei Finger? unterbrach ich ihn.

— Genau so! der Verlierende legt seinen Finger auf einen Stein, der Gewinnende hat ein kleines Beil, mit welchem er ihm sehr geschickter Weise das übereingekommene Glied abhaut. Sie werden begreifen, daß man nicht genöthigt ist, den ganzen Finger auf ein Mal zu setzen, man setzt ein Glied; der, welcher verloren hat, taucht seinen Finger in siedendes Oel, was die Wunde brennt, und er fährt fort zu spielen. Mein Nachbar Vampunivo hatte an der linken Hand drei Finger weniger; er war bei dem Daumen und dem Zeigefinger stehen geblieben, aber ich bürge nicht dafür, daß sie jetzt nicht zu den Andern gegangen sind.

Wie Sie begreifen werden, kam es zwischen ihm und mir niemals so weit, ich achte meine Person zu sehr; ich spielte eine Perle oder einen Elephantenzahn gegen eine Partie Zimmet. Ich verlor oder ich gewann, gut! es hatte eine Ende.

Eines Abends, als wir unsere Partie Damenbret machten, sah ich plötzlich auf der Schwelle eine schöne junge Frau erscheinen, welche eintrat und sich Vampounivo um den Hals warf.

Es war seine Tochter; sie war sechszehn Jahre alt, und war erst fünf Mal verheirathet gewesen.

Ich muß Ihnen sagen, daß man sich in Ceylon trennen kann, nachdem man sich auf Probe genommen hat; das auf Probe-Nehmen weicht von vierzehn Tagen bis zu drei Monaten ab. Nun aber hatte die schöne Nahi-Nava-Nahina, so nannte sich die Tochter Vampounivos,

fünf Proben gemacht, und, immer unzufrieden mit ihrem Gatten, war sie immer wieder in das väterliche Haus zurückgekehrt.

Ich sah, daß sie über Familienangelegenheiten zu sprechen hatten, und verließ sie bescheidener Weise.

Am folgenden Tage besuchte mich Vampounivo. Seine Tochter hatte ihn zwei bis drei Male gefragt, wer der Europäer sei, der Damenbret mit ihm spielte, wenn sie eingetreten wäre, und er wollte mich ihre Bekanntschaft machen lassen.

Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß Nahi-Nava-Nahina ein köstliches Weib war; sie hatte mich auf den ersten Blick überrascht, ich hatte denselben Eindruck auf sie hervorgebracht. Daß es auf Ceylon so leicht ist, sich auf Probe zu nehmen und sich wieder zu trennen, wenn man sich nicht gefällt, verführte mich vor Allem; nach Verlauf von acht Tagen waren wir einverstanden, sie eine sechste Probe, und ich eine zweite anzustellen.

Die Verheirathung ist bei den Chingulesen etwas Schnelles und leicht Auszuführendes; man verhandelt die Mitgift, ein Astrolog bestimmt den Tag der Hochzeit, die Familien der beiden Ehegatten versammeln sich, man setzt sich um einen Tisch herum, in dessen Mitte sich eine Pyramide von auf Cokosnußblätter gestelltem Reis erhebt. Jeder schöpft mit vollen Händen von der Pyramide. Nach diesem Zeugnisse der Vertraulichkeit nähert sich die Verlobte dem Verlobten; beide haben drei bis vier Kugeln von Reis und Cokosnuß gemacht. Man tauscht diese Kugeln aus, welche man wie Pillen verschluckt. Der Verlobte bietet

der Verlobten ein Stück weißes Zeug an, und Alles ist abgemacht.

Die Angelegenheit war bald beendigt. Ich gab meinem Schwiegervater für mein Theil vier Elephantenzähne, er gab mir einen Ballen Zimmet. Ein Astrolog bestimmte den Tag unserer Hochzeit. Als der Tag gekommen, aßen wir Reis mit vollen Händen, worauf ich zwei Kugeln verschluckte, welche die reizende Nahi-Nava-Nahina mir zubereitet hatte. Ich schenkte ihr ein Stück schneeweißes Zeug, und wir waren verheirathet.

Der Gebrauch in Ceylon ist, daß die Gatten abgesondert in das Hochzeitszimmer zurückgeführt werden; die Frau zuerst, der Gatte nachher. Dieses Geleit geschieht bei dem Klange von Rasseln, Trommeln und Tamtams mit einem Theile der Bevölkerung, welche die Verheiratheten begleitet.

Ich hatte das Hochzeitszimmer nach meinen besten Kräften zurecht machen lassen. Um zehn Uhr Abends kamen die jungen Mädchen, die schöne Nahi-Nava-Nahina abzuholen, welche nach dem Hause züging, indem sie mir einen letzten Blick zuschleuderte.

O! welchen Blick!

Ich starb vor Begierde ihr zu folgen; aber ich mußte den jungen Mädchen Zeit lassen die Verheirathete nach ihrem Bette zu führen, und sie in dasselbe zu legen.

Ich blieb daher noch ohngefähr eine halbe Stunde bei meinem Schwiegervater; er bot mir eine Partie an, um die Zeit zu vertreiben.

Ah! ja doch! ob ich bei alledem wohl Lust hatte zu spielen!

Endlich kam an mich die Reihe. Ich machte mich mit einer Eile auf den Weg, daß meine Begleiter alle Mühe von der Welt hatten, mir zu folgen. Auf der Schwelle fand ich die jungen Mädchen, welche tanzten, sangen, kurz, Teufelspossen trieben.

Sie wollten mich verhindern vorüber zu gehen. Ah! ja doch! ein ganzes Bataillon hätte mich nicht zurückgehalten.

Ich ging in das Zimmer hinauf; alles Licht war ausgelöscht, aber ich hörte ein leises, wie ein frischer Wind sanftes Athemholen, das aus dem Alkoven kam. Ich verriegelte die Thür, entkleidete mich und legte mich zu Bett.

Ich fand, daß die fünf ersten Gatten der Nahi-Nava-Nahina sehr schwer zu befriedigende Schelme wären, als ich plötzlich eine Stimme hörte, die mir einen Schauder durch den ganzen Körper rieseln ließ.

— Ah, äußerte zuvörderst diese Stimme, indem sie einen Seufzer ausstieß.

— He! antwortete ich, indem ich mich auf den beiden Fäusten erhob.

— Nun denn, ja! ich bin es, sagte dieselbe Stimme.

— Wie, sie, die Bucholb?

— Ohne Zweifel.

Gerade in diesem Augenblicke fiel ein Schein des Mondes durch das Fenster, mein Herr, und leuchtete uns wie ein Lichtspiegel.

— Mein Freund, fuhr die Bucholb fort, ich komme, Ihnen zu sagen, daß Sie seit zwei Monaten einen Sohn haben, den ich nach dem Namen des Heiligen des Tages, an welchem ich entbunden bin, Joachim genannt habe.

— Ich habe einen Sohn seit zwei Monaten? rief ich aus. Aber wie kömmt das? wir sind erst seit neun Monaten verheirathet.

— Sie wissen, mein Freund, daß es frühzeitige Entbindungen gibt, und daß die Aerzte anerkennen, daß die Kinder, welche mit sieben Monaten geboren werden, lebensfähig sind.

— Hm! äußerte ich.

— Ich habe ihm, fuhr sie fort, den Bürgermeister Van Clief zum Pathen gewählt, bei welchem ich, wie Sie wissen, drei Monate vor unserer Verheirathung zugebracht habe.

— Ah! äußerte ich.

— Ja, und der versprochen hat, ihn zu erziehen.

— Ah! ah!

— Was wollen Sie damit sagen?

— Nichts! es ist gut, es sei für Herrn Joachim; was geschehen ist, ist geschehen. Aber warum zum Teufel mischen Sie Sich in das, was sich in Ceylon zuträgt, da ich mich nicht in das mische, was sich in Monikendamm zuträgt?

— Undankbarer, sagte sie, auf diese Weise nehmen Sie also die Beweise von Liebe auf, welche man Ihnen gibt! Haben Sie viele Frauen gesehen, welche vier Tausend Meilen zurücklegen, um eine Nacht mit ihrem Gatten zuzubringen?

— Ah! Sie kommen also nur, um eine einzige Nacht mit mir zuzubringen? fragte ich ein wenig besänftigt.

— Leider! nicht mehr, antwortete sie; wie könnte ich diesen armen Unschuldigen verlassen, der sich dort befindet?

— Das ist wahr.

— Der nur mich hat.

— Sie haben Recht.

— Und Sie empfangen mich so, Undankbarer!

— Aber ich meine, daß ich Sie nicht zu schlecht empfangen habe.

— Ja, weil Sie mich für eine Andere hielten.

Ich kratzte mir den Kopf. Was war aus dieser Anderen geworden? Das beunruhigte mich ein wenig; was mich aber für den Augenblick, ich gestehe es, am meisten beunruhigte, war die Bucholo.

Da sie nicht von dem Schlage mit dem Feuerblocke sprach, so meinte ich, daß es das Beste wäre, gleichfalls nicht davon zu sprechen; da sie kein Wort von der Muskatnuß äußerte, hielt ich es gleichfalls für das Beste, über diese Sache zu schweigen; da sie endlich versprach mit Tagesanbruche abzureisen, war es wohl das Beste, so liebenswürdig gegen sie zu sein, als ich es vermogte, so lange als es Nacht war.

Als ich diesen Entschluß gefaßt, fand kein Wortwechsel zwischen uns mehr statt.

Gegen drei Uhr Morgens schlief ich ein.

Als ich erwachte, blickte ich um mich, — ich war allein.

Nur machte man einen großen Lärm vor der Thür.

Das war der Vater der schönen Nahi-Nava-Nahina, der mit allen seinen Verwandten kam, um mir Glückwünsche über meine Hochzeitsnacht abzustatten.

Sie werden begreifen, daß, bevor ich aufmachte, es meine erste erste Sorge war, mich um das zu bekümmern,

was aus der schönen Nahi-Nava-Nahina geworden wäre. Wie ich die Bucholð kannte, war ich nicht zu sehr über das Schicksal der armen Frau beruhigt.

Da ich nicht laut zu rufen wagte, so rief ich leise: Nahi-Nava-Nahina!!! schöne Nahi-Nava-Nahina!!! reizende Nahi-Nava-Nahina!!! und es schien mir, als ob mir ein Seufzer antwortete.

Dieser Seufzer kam aus einem kleinen Kabinette, das an das Schlafzimmer stieß.

Ich machte das kleine Kabinet auf, und ich fand die arme Nahi-Nava-Nahina an Händen und Füßen gebunden, einen Knebel in dem Munde und einfach und allein auf eine Matte gelegt.

Ich stürzte auf sie zu, ich knüpfte ihre Bande auf, ich nahm ihr den Knebel ab, ich wollte ihr die Sache erklären; aber ich fand eine wüthende Frau, wie Sie wohl begreifen werden. Sie hatte zwar nicht verstanden, was die Bucholð und ich mit einander gesprochen hatten, weil wir Holländisch sprachen, aber sie hatte nichts desto weniger errathen.

Was ich auch thun mogte, es war keine Möglichkeit sie zu besänftigen. Sie erklärte ihrer Familie, daß sie mit ihrem sechsten Versuche noch weit unzufriedener wäre, als mit den fünf andern; daß die europäischen Gatten gegen ihre Frauen weit schlimmere Manieren hätten, als die Chingulesen, und daß sie ein Haus verlassen wollte, in welchem man sie die erste Nacht ihrer Hochzeit gebunden und geknebelt auf einer Matte zubringen ließe, während ihr Gatte, zur Seite . . . Kurz . . . gleichviel.

So viel ist gewiß, daß sie Vater, Brüder, Neffen,

Vettern, Nachgeschwister, Kinder gegen mich aufhetzte, und daß ich, da ich die Unmöglichkeit einsah, die für mich stattfände, nach einem solchen Abenteuer in Negondo zu bleiben, den Entschluß faßte, dem Vater seinen Ballen Zimmet zurückzusenden, indem ich ihm dabei meine vier Elephantenzähne ließ, und in einem andern Theile von Indien mein Glück zu suchen.

Ich beeilte mich daher, mein kleines Vermögen zu Geld zu machen, das sich auf zehn bis zwölf Tausend Franken belief, und da ich ein Schiff gefunden hatte, das nach Goa unter Segel ging, so schiffte ich mich auf ihm acht Tage nach meiner zweiten Verheirathung ein, eine zweite Verheirathung, welche, wie Sie sehen, eine so seltsame Wendung genommen hatte.

Der Vater Olifus stieß einen Seufzer aus, welcher das unvergeßliche Andenken bewies, das die schöne Nahi-Nava-Nahina in ihm zurückgelassen hatte, und nachdem er ein Glas Rum ausgetrunken, fuhr er fort.

Ende des zweiten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von C. Schumann in Schneeberg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Tausend und ein Gespenst Von Alexander Dumas. Aus dem Französischen ü
bersetzt von W. L. Wesché

Bd.: 2

Leipzig 1849

P.o.gall. 2561 f-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10101102-5